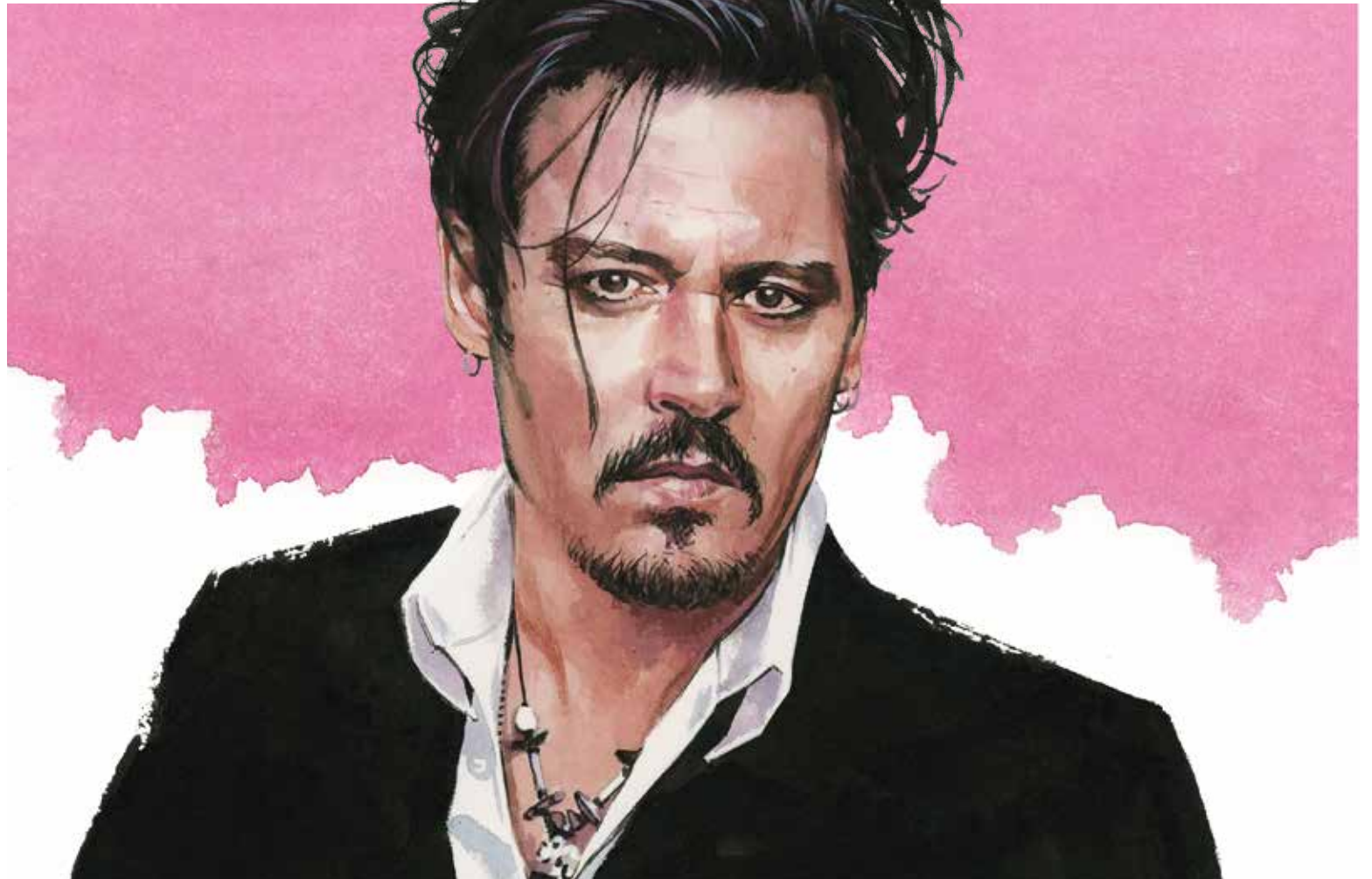


Trumps «Doktor der Nation» spricht über Corona und Amerika

Nummer 30 – 23. Juli 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Ballade von Johnny Depp

Genie, Wahnsinn und verschwundene 650 Millionen Dollar.

Von Norbert Kördörfer

Hetzjagd an der Herzklirik

Ruschitzka geschont, Maisano vertrieben. *Von Christoph Mörgeli*

Kaderschmiede Harem

Wie Frauen die Institution als Sprungbrett in die Elite nutzten.

Von Pierre Heumann

«Polens Demokratie
ist intakt»
Irrige Vorwürfe
des Westens





Aus Liebe zum Dorf, das im Sommer auf Winter macht.

Spektakuläre Grasski-Rennen gehören zu Marbach LU wie der Volg. Und wie in Marbach sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich



Zwangsurlaub: Chefchirurg Maisano.

Die beiden Chefs am Zürcher Herzzentrum werden von Universität und Universitätsspital mit unterschiedlichen Ellen gemessen. Man beugt sich offensichtlich dem Druck der Zeitungen von Tamedia, die dem Chefchirurgen Francesco Maisano schweres Fehlverhalten vorwarfen. Dieser wurde umgehend für Monate in Zwangsurlaub geschickt und durfte dem Interimsleiter nicht einmal ordnungsgemäss seine Klinik übergeben. Gleichzeitig wurde der «monumentale Betrug» (gemäss Chef-Herausgeber von *The Lancet*) von Chef-Kardiologe Frank Ruschitzka bei einer Publikation zu Covid-19 von der Uni in aller Stille und in kürzester Zeit abgehandelt: Die Voruntersuchung stellte zwar Verfehlungen fest, die Uni beendete aber das Verfahren zum Wissenschaftsskandal mit lächerlichen dreissig Stunden «Sozialdienst» zur Strafe. **Seite 20**

Beim Wort «Harem» denken die meisten an ausgebeutete Frauen, die von einem lüsternen Sultan missbraucht werden. Doch im mittelalterlichen Istanbul war der Harem ein Vorreiter des Feminismus. Erstmals erhielten Frauen am Hof des Sultans eine breitabgestützte Ausbildung. Sie waren zwar Sklavinnen, aber sie wurden auf ein besseres Leben vorbereitet. Eine Leibeigene aus der Nähe von Lemberg, die in jungen Jahren nach Konstantinopel verkauft worden war, schaffte es dank der Haremschule sogar an die Spitze des Osmanischen

Reichs. Pierre Heumann schildert, warum die Aufnahme in einen Harem eine begehrte Auszeichnung war. **Seite 24**

Die USA haben die meisten Covid-19-Infektionen weltweit. Wie konnte das in jenem Land geschehen, das sich als globale Führungsnation sieht? Amy Holmes ist es gelungen, den «Doktor der Nation» persönlich für ein Interview zu gewinnen. Der publikumsscheue U.S. Surgeon General, Dr. Jerome Adams, erklärt die Regierungsstrategie gegen Corona, gesteht Fehler ein und mahnt an, dass eine stärkere globale Zusammenarbeit nötig sei. Adams ist zuversichtlich, dass bis im Frühling 2021 ein Impfstoff zur Verfügung stehen wird. Die grösste Überraschung für den afroamerikanischen Anästhesiologen, der von Präsident Trump mit der Leitung des Gesundheitsministeriums betraut wurde, ist die Parteinahme der Medien und «wie schwer es ist, eine direkte Gesundheitsbotschaft zu vermitteln», ohne dass sie sofort politisch ausgeschlachtet wird. **Seite 28**

Verkehrte Welt: Während die Zürcher Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP) ein schnelles Ende der Maskenpflicht und weitere Lockerungen fordert, können für ihre rechte Ratskollegin Natalie Rickli die Massnahmen gegen Covid-19 nicht einschneidend genug sein. Wie kommt es, dass zwei profilierte Exekutivpolitikerinnen das Gegenteil von dem tun, was man aufgrund ihrer Parteibindungen erwarten würde? Alex Baur ist dieser Frage auf den Grund gegangen. Er hat ein Persönlichkeitsprofil der zwei Antagonistinnen erarbeitet, das in lehrbuchmässiger Deutlichkeit aufzeigt: Im Ernstfall ist der Charakter von Magistraten wichtiger als jede Ideologie. **Seite 32**

Wer sich eine Gaming-Brille überzieht, macht sich meistens daran, gleich ein Computerspiel zu starten, das in eine künstliche Welt führt. Über den kleinen Bildschirm vor den Augen werden dem Hirn Szenen mit Fabelwesen oder Rennstrecken vorgegaukelt, die man in der realen Welt nicht erleben kann. Aber die virtuelle Realität ist nicht nur für die Unterhaltung gut. In der Medizin ermöglicht sie, sich dreidimensionale Abbilder davon zu machen, was man untersuchen möchte. Was bedeutet das? Ein Besuch beim Augenarzt Peter Maloca in Luzern hat uns vor Augen geführt, wie es ist, wenn man einen Schädelknochen oder Blutgefässe nicht mehr direkt am Menschen untersuchen muss, sondern mit Ruhe und Genauigkeit das künstlich erzeugte Modell vor sich anschauen kann. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Frauenschwarm: Robert Seethaler. Seite 46

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare
Der Staat frisst seine Kinder
- 8 Deutschland Hundepfeife
- 8 Tourismus
Heile Welt auf der Heide
- 9 Ausland
Hilfe mit Hängen und Würgen
- 10 **Kopf der Woche**
Die Ballade von Johnny Depp
- 16 Mörgeli
Wenn die Schweiz in der EU wäre
- 16 Bodenmann
Elefantenrennen: Tesla vs. Nikola
- 17 Medien
Kulturkampf auf der Redaktion
- 17 Die Deutschen Gestrandet
- 26 Herodot
Echo aus Deutschland

Inland

- 23 **Swiss-Covid-App**
Der Funke will nicht springen
- 27 **Schöne neue Armee** Ohne Plan
in die Kampfjet-Abstimmung
- 32 **Jacqueline Fehr (SP)**
Nerven wie Stahlseile
- 33 **Sozialstaat** Geld für alle
- 34 **Christina Neuhaus**
Die neue Inlandchefin der NZZ
- 37 **Ein Schweizer namens de Pury**
Farbanschlag auf ein Denkmal



Ausnahmepolitikerin: Jacqueline Fehr. Seite 32

Ausland

- 14 **Andrzej Duda** Was Polens
Regierungschef wirklich vorhat
- 22 **Tinkerbells Bauchlandung**
Brüssels gestrauchelte Kommissarin
- 28 **Jerome Adams** «Vieles, was sich
als Wissenschaft ausgibt, ist Politik»
- 30 **Inside Washington**
Bidens Pakt
- 35 **Autonome Zone der Rechtslosigkeit**
Linksradikales Wohnprojekt in Berlin
- 38 **Essay Robert Nef** über
die Macht des Staats
- 39 **Unerwünschter Friedensstifter**
OSZE-Chef Thomas Greminger
- 40 **David Bartosch**
«China versteht sich als Demokratie»

Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 **Zürcher Herzgeschichten**
Querelen am Universitätsspital Zürich
- 36 **Ewig lockt das Raubtier**
Gefährliche Leidenschaft
- 56 **Peter Maloca** Der Arzt, der Raum
und Zeit ausser Kraft setzt

Kultur & Gesellschaft

- 24 **Kaderschmiede Harem**
Sprungbrett in die Elite
- 43 **Dr Gion-Gieri**
Auch Rätoromanen sind Opfer
- 46 **Glatteis der Leidenschaften**
Kultautor Robert Seethaler



«Viele Leute wollen
eindeutige Verhältnisse –
entweder gut
oder schlecht.»

Jerome Adams: Seite 28

- 48 **Rétif de la Bretonne**
Schlaflos in Paris
- 50 **Gesellschaft** Wut-Management
in wütenden Zeiten
- 51 **Virtuosität und Stil**
Klassik-Flötist Maurice Steger

Rubriken

- 7 **Im Auge**
Albert Plesman, Aviatik-Pionier
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** John Lewis
- 18 **Thiel** Globalisierung
- 18 **Leserbriefe**
- 19 **Fragen Sie Dr. M.**
- 44 **Ikone der Woche**
Paul Gauguin
- 52 **Fast verliebt** Ménage à trois
- 52 **Knorrs Kultur**
Klammern ans Prinzip Hoffnung
- 53 **Unten durch** Kalender
- 54 **Wein** Chablis Mon Amour
- 54 **Die Bibel** Heuchelei
- 55 **Auto**
VW California T6.1 Ocean Liberty
- 55 **Jazz** As Time Goes By
- 58 **Tamaras Welt**
Frauen-Paradox

Cedric Wermuth

Ein Plädoyer
aus sozial-liberaler Sicht.

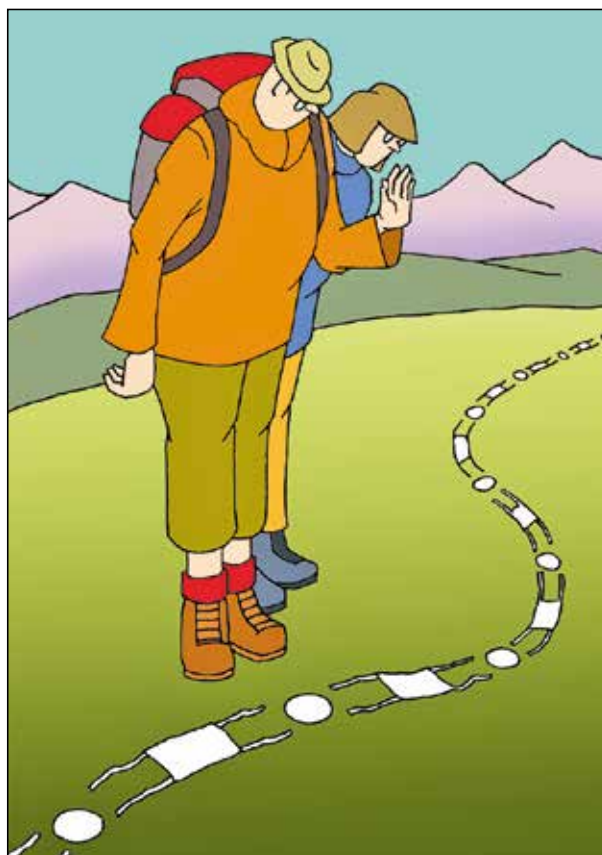
Von Roger Köppel

Nächsten Oktober wählen die Schweizer Sozialdemokraten einen neuen Präsidenten. Der schlaue Machtschachspieler Christian Levrat tritt ab, sein Nachfolger wird der Aargauer Machtnachwuchspolitiker Cédric Wermuth. Weil Wermuth den Nachteil hat, dass er ein Mann ist, muss ihm eine Frau als Co-Präsidentin zur Seite gestellt werden. Es ist dies die so begabte wie humorlose Zürcher Nationalrätin Mattea Meyer. Dass die Frau keinen Spass versteht, machte sie im Rahmen der grossen Sexismusdebatte im Bundeshaus vor dreieinhalb Jahren deutlich. Auf die Frage, ob es denn nicht übertrieben sei, wenn Feministinnen jedes Kompliment von Männern gleich als Angriff empfinden, entgegnete Meyer mit schroffer Selbstverständlichkeit: «Es ist kein Kompliment, wenn Frauen auf ihr Aussehen reduziert werden.»

Allgemein wird befürchtet, das Duo Wermuth/Meyer würde die SP scharf nach links führen. Innerhalb der Partei gibt es Bedenken, die Meinungsvielfalt könnte leiden unter den beiden mutmasslichen Radikalinskis, die sich aus Jungsozialistenzeiten kennen. Diese Befürchtungen sind zu relativieren. Trotz formaler Ebenbürtigkeit wird Mattea Meyer, ideologisch weit sturer als ihr Compagnon, die zweite Geige an der Spitze spielen. Dies jedenfalls bestätigen führende Mitglieder der Fraktion. Sie sehen Wermuth in der dominierenden Rolle als Chef. Zweifellos ist der Aargauer ein politisches Ausnahmetalent, natürlicher Provokateur, selbstbewusst auftretend, aber beweglich. Im letzten Aargauer Ständeratswahlkampf schmiegte er sich schnurrend wie ein Schmusekater an den freisinnigen Kandidaten Thierry Burkart. Seine antrainierte Geschmeidigkeit macht Wermuth zu einer Art männlichem Äquivalent der deutschen Linkspolitikerin Sahra Wagenknecht.

Falsch ist die Annahme, Wermuth, der frühere Juso-Präsident und Hausbesetzer, sei ein unverbesserlicher Linksextremer. Wäre er dies, müssten sich seine bürgerlichen Gegner keine Sorgen machen, denn Extreme kommen in der Schweiz schlecht an. Wermuth allerdings ist für die Rechten gefährlich, gerade weil seine bestimmende Eigenschaft sein pragmati-

scher Wille zur Macht ist, eine instinkthafte Neigung, politisch immer ungefähr dort hinzudriften, wo sich Mehrheiten ergeben könnten, also im breiten Gelände links von der Mitte. Man wird Wermuth nicht gerecht, wenn man ihn an seinen früheren radikalen Positionen misst, die er sich aus Gründen der Selbstvermarktung zu eigen machte. Der Politologe mit französischen Wurzeln hat das Aussehen, die Fantasie und auch die rhetorische Fähigkeit, sich im Lichte neuer Mehrheitschancen immer wieder neu zu erfinden, am jeweiligen Machtpol auszurichten, wobei er auch die Kunst beherrscht, seinem Opportunismus den Anschein einer unerschütterlichen Gradlinigkeit, ja die Kohärenz einer bruchlos wirkenden Biografie zu vermitteln.



Diese letzte Bemerkung ist nicht zynisch gemeint. Irgendwann kommt jeder intelligente Sozialdemokrat, der nicht im glorreichen Elend ewiger Opposition versauern will, auf den Gedanken, dass er sich aus dem Getto der reinen Lehre bewegen muss, um die Macht zu erobern oder wenigstens an ihr teilzuhaben. Noch unklar allerdings ist, wie SP-Chef Wermuth diese Einsicht konkret anwenden wird, denn noch wissen wir nicht, welche Strategien die linken Parteien international wieder nach vorne bringen werden. Die Lage ist unentschieden, leicht diffus. In Dänemark und Schweden haben reformierte Sozialdemokraten einen gewissen Erfolg, weil sie sich beim Thema Migration vom Dogma offener Grenzen entfernen. In den USA scheint demgegenüber eine intellektuelle Radikalisierung und

Theoretisierung der Linken stattzufinden. Ihre Haupt-Kampfzone sind die Medien und die Universitäten. Sie versuchen, die Debatte weg von konkreter Politik auf die Stufe von Moral- und Ideologiefragen zu stemmen. Das garantiert zwar Aufmerksamkeit und Schlagzeilen, wird aber in aller Regel nur von den Fans und weniger von den allgemeinen Wählern honoriert.

Wermuth, so vermuten Leute, die ihn in nächster Nähe erleben, werde versuchen, auf beiden Hochzeiten zu tanzen. Er werde mit seinen Auftritten das rhetorische Feuer entfachen, das seine linken Hardcore-Anhänger von ihm erwarten. Gleichzeitig werde er sich bemühen, den Bogen nicht zu überspannen, um anschlussfähig zu bleiben für interessante Posten, auf die er als bisher lebenslanger Berufspolitiker angewiesen bleibe. Rein äusserlich ist schon jetzt eine Entwicklung ins staatsmännlich Seriöse unverkennbar. Der frühere Heisssporn mit wilder Bartfrisur tritt in eleganter, aber nicht zu eleganter Kleidung auf. Da wird kein Haar dem Zufall überlassen, und auch körperlich hat sich der früher etwas füllig-rundlich wirkende im Fitnessstudio optimiert. Wermuth strahlt heute den Wunsch nach umfassender gesellschaftlicher Anerkennung aus. Wer ihn im Bundeshaus am Rednerpult beobachtet, sieht einen Politiker, der breitbeinig darauf hinarbeitet, seine wilden Juso-Jahre vergessen zu machen, allerdings nicht plötzlich ruckartig, sondern organisch allmählich. Lächelnd marschiert er, den Rebellen mimend, in die Mitte.

Aus Sicht der SP ist Wermuth derzeit Ader mit Abstand talentiertester Politiker im Angebot. Er ist weniger ideologisch und viel flexibler, als seine Widersacher behaupten. Ob er die Vision, das Selbstvertrauen und das Rückgrat hat, die Sozialdemokraten in neue Gefilde zu führen, ist offen, aber zuzutruen wäre es ihm durchaus. Sein Rollenspektrum ist gross, vielleicht zu gross. Einst wollte er den Kapitalismus abschaffen, heute predigt er mit der gleichen Überzeugung die soziale Marktwirtschaft. Noch gilt Wermuth als felsenfester Verfechter eines Schweizer EU-Beitritts, aber auch das kann sich bei einem Politiker seines chamäleonartigen Typs rasch ändern. In der Partei ordnet man ihn nach wie vor dem linken Flügel zu, doch die sozialliberale «Realo»-Fraktion steht Wermuth aufgeschlossener gegenüber, als der von den Medien erzeugte Eindruck glauben macht. Für die Bürgerlichen wäre Wermuth ein formidabler, unbequemer Gegner. Deshalb versuchen sie ihn aus einer gewissen Hilflosigkeit heraus als den Extremisten hinzustellen, der er nicht ist.



VIP-Leserangebot: «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» Genuss auf höchstem Niveau

Haben Sie Lust auf einen entspannenden Aufenthalt in einem der traditionsreichsten Grandhotels der Schweiz? Am Fusse von Eiger, Mönch und Jungfrau empfängt Sie das Fünfsternehaus mit kreativer Küche, Wellness auf 5500 m² und gelebter Gastfreundschaft – ein Ort zum Ruhe finden oder aktiv die atemberaubende Bergwelt zu entdecken.

Das «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. So erlebte es eine touristische Hochblüte in der Belle Epoque, und als sich die Schweiz im Zweiten Weltkrieg vorsehen musste, war General Henri Guisan regelmässig hier zu Gast. Auch heute überzeugt das Traditionshaus mit vielen Facetten.

Küche auf Topniveau: Im Restaurant «La Terrasse» (16 Gault-Millau-Punkte) steht die Regionalität im Mittelpunkt. Mit seinem «Menü vo hie» zelebriert Küchenchef Stefan Beer nur die besten Produkte von Kleinstproduzenten aus dem Umkreis von 40 Kilometern. Direkt an der Flaniermeile von Interlaken erwartet Sie klassische Italianità im «Ristorante e Pizzeria Saporì». An der «Victoria Bar» lässt sich optimal den Abend ausklingen.

Unlimitiertes Berg-Erlebnis: Wandern, Biken oder Gleitschirmfliegen über Interlaken? Die Destination Interlaken hat für alle etwas zu

bieten. Erkunden Sie die Gegend zu Fuss oder mit einem E-Bike. Hoch hinaus geht es mit dem Ticket aufs Schilthorn mit seinem atemberaubenden Bergpanorama.

Wellness der Extraklasse: Im «Spa Nescens» finden Sie Entspannung für Körper und Geist. Das Wellness-Erlebnis auf 5500 Quadratmetern ermöglichen die an ein römisches Thermalbad erinnernde Schwimmhalle mit Aussen-Solebad, die Saunalandschaft, Dampfbäder, Massage- und Beauty-Angebote sowie ein Gym mit täglichen Kursangeboten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen mit Frühstück
- Zimmer-Upgrade (nach Verfügbarkeit)
- Welcome-Cocktail an der «Victoria Bar»
- 1x 3-Gang-Menü im «Ristorante e Pizzeria Saporì»
- Ticket ab Stechelberg auf das Schilthorn
- Nutzung des «Spa Nescens»
- 10 Prozent Rabatt auf Spa-Anwendungen
- E-Bike nach Verfügbarkeit
- Tiefgaragenstellplatz

Spezialpreis im Superior Doppelzimmer:
Pro Person im DZ: Fr. 570.– (statt Fr. 667.–)
Einzelnutzung: Fr. 921.– (statt Fr. 1080.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. +41(0)33 828 28 28 oder per E-Mail an reservation@victoria-jungfrau.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig vom 21. Juni bis 15. Oktober 2020 auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenfrei stornierbar bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCH


Victoria-Jungfrau
GRAND HOTEL & SPA

Wohlfühloase Staat

Von Florian Schwab — In den letzten sechs Jahren sind die Löhne in der öffentlichen Verwaltung fast dreimal so schnell gewachsen wie in der Privatwirtschaft. Es braucht einen Personalkosten-Stopp.



Beamte haben es bequemer.

Viele hunderttausend private Firmen schaffen Wohlstand, indem sie Produkte und Dienstleistungen anbieten, die jemand freiwillig kauft. Ihr Wert besteht aus dem Preis, den jemand bezahlt. Anders der Staat: Er zwingt die Bürger dazu, seine Angebote mit Steuern und Abgaben zu finanzieren. Der tatsächliche Mehrwert der staatlichen Dienstleistungen ist allerdings schwer zu beziffern. Der Staat befindet sich nur selten im Wettbewerb und muss keine konkurrenz- oder marktfähigen Produkte herstellen.

Insofern ist es natürlich, dass es Staatsangestellte in der Regel etwas bequemer haben als Beschäftigte in der Privatwirtschaft. Sie sind dem rauen Wind des Wettbewerbs kaum ausgesetzt. Trotzdem, das zeigen neueste Zahlen des Bundesamts für Statistik, verdienen sie fast ein Viertel mehr als die Privatbeschäftigten. Im Jahr 2018 erhielt ein Vollzeit-Beschäftigter in der öffentlichen Verwaltung im Schnitt pro Monat 7970 Franken, in der Privatwirtschaft waren es nur 6248 Franken. Mit anderen Worten: Obwohl ihr volkswirtschaftlicher Beitrag nicht in harter Verkäuflichkeit messbar ist und obwohl sie es wohl gemüthlicher haben als die Privatangestellten, verdienen sie substanziell mehr. Leisten sie auch entsprechend mehr? Zweifel sind angebracht.

Es drängt sich der Verdacht auf, dass sich hier, nur selten bemerkt von der Öffentlichkeit, eine Wohlfühloase gebildet hat, die, unberührt von den echten wirtschaftlichen Entwicklungen,

Jahr für Jahr wächst. Auf Kosten aller anderen. Zwischen 2012 und 2018 hat der monatliche Bruttolohn pro Vollzeitstelle bei den Staatsangestellten um 2,84 Prozent zugenommen, bei den Privaten waren es lediglich 1,1 Prozent. Mit anderen Worten: Die Löhne beim Staat nehmen fast dreimal so rasch zu wie in der Privatwirtschaft.

Zudem steigt auch der Anteil der Staatsangestellten an der Gesamtbeschäftigung: Wurden Anfang 2012 noch 152 627 Vollzeitstellen im öffentlichen Sektor gemessen, waren es sechs Jahre später bereits 161 729. Noch nicht einmal berücksichtigt sind darin die staatsnahen Sektoren von Erziehung und Bildung sowie des Gesundheitswesens. Rechnet man diese mit ein, dann nahm die Anzahl von 766 888 auf 896 734 Vollzeitstellen zu. Vom Beschäftigungswachstum zwischen 2012 und 2018 entfielen somit 60 Prozent auf staatsnahe Sektoren, nur 40 Prozent auf die echt privaten.

Corona als Beschleuniger

Momentan wirkt die Corona-Wirtschaftskrise als Beschleuniger dieser Entwicklung. Während die privaten Firmen in eine Rezession abrutschen, leisten ihre Mitarbeiter mit Kurzarbeit und Lohnzurückhaltung einen Beitrag an die Erholung. Anders beim Staat. Hier steigen die Löhne munter weiter. Eingebaute Automatismen in vielen öffentlichen Arbeitsverträgen sehen bei normaler Leistung eine automatische Lohnerhöhung vor. Aus der Sicht der Privaten, die das bezahlen müssen, ist dies ärgerlich. Die Lohnsumme in den staatsnahen Sektoren nahm von 2012 bis 2018 um gut 12,7 Milliarden Franken zu. Das entspricht etwas mehr als 4200 Franken pro Kopf der Privatbeschäftigten.

Wie man es dreht und wendet: Die Staatsangestellten werden immer teurer und immer zahlreicher. Wenn die Entwicklung so weitergeht, dann gibt es irgendwann nur noch Staatsangestellte. Aber niemanden mehr, der für sie zahlt.

Darum ein Vorschlag: Die Personalkosten beim Staat sollten für die nächsten Jahre auf dem aktuellen Niveau eingefroren werden. Dadurch verbleiben mehr Mittel in der privaten Wirtschaft. Diese nimmt nach der gegenwärtigen Krise schneller wieder Fahrt auf. Und in ein paar Jahren kann man dann beurteilen, ob ständig steigende Lohnausgaben bei der Verwaltung tatsächlich nötig sind, damit es dem Land gutgeht. Wahrscheinlicher ist, dass die so gesparten Ressourcen in der Privatwirtschaft viel mehr Gutes bewirken.

Königlich fliegen



Albert Plesman, Aviatik-Pionier.

Der Mensch, das Reisewesen, fliegt nicht mehr. Stoisch betrachtet Albert Plesman von seinem Sockel am Amsterdamer Flughafen Schiphol herab die versickernden Touristenströme, und vielleicht verschwindet auch er in diesen Zeiten der denkmalstürmenden Radikal-Pharisäer noch in einem Abstellhangar der KLM, die er vor hundert Jahren gründete. Sein Vater war Eierhändler; trotz der ärmlichen Herkunft wurde Plesman aufgrund guter Mathematiknoten als Kadett der königlichen Militärakademie angenommen. Die Idee zum kommerziellen Lufttransport hatte der junge Pilot Plesman, als eine halbe Million Besucher der Flugzeugausstellung 1919 die Rundflüge über Amsterdam nutzten. Die KLM – oder Royal Dutch Airlines – ist die älteste unter ihrem Ursprungsnamen fliegende Airline, wenn auch fusioniert mit der rekorddefizitären, staatlich weichgepolsterten Air France.

Auf dem Jungfernflug brachte am 17. Mai 1920 ein Airco-DH.16-Doppeldecker zwei Journalisten und englische Zeitungspakete aus London nach Holland, das Cockpit der beiden Piloten war offen. Zehn Jahre später hüpfen die Fokker-Maschinen der KLM in 21 Etappen in die entfernten asiatischen Kolonien (Achtung: Ausbeutung) nach Batavia, heute-Jakarta. Plesman startete auch die ersten Transatlantikflüge in die USA. Auf viele seiner Reisen nahm er seine vier Kinder mit. Der Zweite Weltkrieg zwang den Pionier zur Landung. Er versuchte noch, über den Reichsmarschall und früheren Kampfpiloten Hermann Göring, den er persönlich kannte, Hitler und Churchill an den Verhandlungstisch zu bringen (war er ein Anpasser?), und wurde von den deutschen Besatzern inhaftiert. Nach dem Krieg flog die KLM als erste europäische Linie wieder in die USA. Plesman starb 1953, und der KLM greift längst auch der Staat unter die Flügel. Gelegentlich sieht der Pionier, wie sich der Monarch Willem-Alexander aufs Gelände schleicht und als heimlich königlicher Hobby-Co-Pilot mit einer KLM-Maschine abhebt, aber er verzicht keine Miene. Peter Hartmann

Hundepfeife

Geht es um Migranten, brauchen deutsche Medien eine bewusst vertuschende Sprache.



Giftpfeil: Brand in der Kathedrale von Nantes.

Ein Polizeibericht ist eine geradlinige Sache: Der Tathergang wird beschrieben, bei Verdächtigen werden alle relevanten Informationen genannt. Gerät solch ein Polizeibericht freilich in die Hände deutscher Medien, wird es kompliziert – zumal wenn Migranten beteiligt sind. Dann wird verbogen und verschwiegen.

Jüngstes Beispiel: der Brand in der Kathedrale von Nantes. Französische und Schweizer Medien meldeten, dass ein – mittlerweile freigelassener – Verdächtiger ein Flüchtling aus Ruanda war, der in der Kirche beschäftigt und dessen Visum nicht verlängert worden war, wofür er die Diözese verantwortlich machte. Mit anderen Worten: Er hatte Gelegenheit, Möglichkeit und Motiv – abgeleitet aus seiner Herkunft und Situation. In deutschen Medien erfuhr man davon nichts: Da war er schlicht ein Kirchenbeschäftigter.

Zweites Beispiel: der Mord an einem Busfahrer in Bayonne, der Fahrgästen ohne Corona-Maske den Zutritt verweigert hatte. Franzosen kannten die islamischen Namen der Täter, in Deutschland waren sie «Maskenverweigerer». Ein Begriff, der Assoziationen an rechte Impfgegner und Verschwörungstheoretiker weckt. In Bayonne, so der gewollte Eindruck, musste es sich um deren Gesinnungsgenossen gehandelt haben.

Im Englischen gibt es den Ausdruck *dog-whistle politics*: Wie bei einer Hundepfeife hört man nur auf einer bestimmten Frequenz die Botschaft, die vermittelt werden soll. Besonders gut pfeift der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Ein Meisterstück lieferte er nach den Ausschreitungen in Stuttgart, als Migranten die Innenstadt zertrümmerten und Polizisten attackierten. Ausdrücklich lobte Steinmeier die Polizei, die sich «Hass und Gewalt» entgegengestellt habe. Darin steckte der Giftpfeil. Das Wortpaar «Hass und Gewalt» wird mit rechten Taten assoziiert. Subtil schob das Staatsoberhaupt den Terror der Migranten jenen zu, die er für rechts hält. *Wolfgang Koydl*

Heile Welt auf der Heide

Von Karl Wild — Schweizer Feriengäste haben das eigene Land entdeckt. Der Corona-bedingte Ansturm auf die Bergregionen sprengt alle Erwartungen. Am schönsten ist es auf der Lenzerheide.

Das Engadin ist das grossartigste Hochalpental Europas mit dem Glamour von St. Moritz. Das Berner Oberland hat Jungfrau, Mönch, Eiger und Gstaad. Das Wallis hat seine Gletscher, das Matterhorn und Zermatt. Zu Sommerferien in den Bergen fällt mir spontan aber ganz was anderes ein: die Lenzerheide. Sie schlägt mich seit Jahren in ihren Bann. Sie zieht mich fast magisch an mit ihrem malerischen See, der atemberaubenden Naturlandschaft, dem intakten Dorf und der idealen Lage. Und den Bergen, die zwar imposant sind, sich aber nicht so bedrohlich erheben wie Bretter vor dem Kopf. Die Heide ist ein Ort der unbegrenzten Möglichkeiten, auch wenn man, wie ich, mit Biken und Wandern wenig am Hut hat und lieber mit der spektakulären Urdenbahn einen Abstecher nach Arosa macht.

Beispielhaft ist auf der Heide auch das Zusammenspiel zwischen Hotellerie, Gemeinde und Bergbahnen. Im Unterschied zu manch anderen Orten ziehen hier alle am selben Strick. Das macht agil und schlagkräftig. So wurden im Hinblick auf den absehbaren sommerlichen Ansturm ohne lange Diskussionen ein halbes Dutzend Ranger rekrutiert. Es sind ortskundige Personen, die überall unterwegs sind und dafür sorgen, dass es an Hotspots wie dem Heidsee oder der Rothornbahn nicht zu Ansammlungen kommt. Ausserdem geben sie den Gästen Geheimtipps und zeigen Alternativen auf. Die Ranger haben mit ihrer Freundlichkeit gross eingeschlagen. Überhaupt, die Freundlichkeit: Die ausgeleerte Platte über die unhöflichen Schweizer und die ach so liebenswerten Konkurrenten in Österreich, Südtirol und Süddeutschland sollten wir definitiv entsorgen.

Legendäre Investition

Vom Zweitwohnungsboom blieb auch die Region Lenzerheide-Valbella nicht verschont. Superstar unter den temporären Einwohnern ist Roger Federer, der sich sein Grundstück mit Doppelchalet, Heimkino, Tennisplätzen und ähnlichen Annehmlichkeiten gegen zwanzig Millionen Franken kosten liess. Die Hotellerie hat unter den Zweitwohnungen aber kaum gelitten. Luxustempel mit fünf Sternen stehen auf der Heide zwar nicht, doch gibt es Häuser, die seit Jahren zu den besten im Land gehören. Der «Schweizerhof» im Dorfzentrum etwa. Das einstige Krisenhaus hatte mehrere Konkurse hinter sich, als Andreas und Claudia Züllig es vor dreissig Jahren erwarben. Heute ist der «Schweizerhof» ein herausragendes De-

sign- und Lifestyle-Hotel für drei Generationen. Vor dieser Meisterleistung – Andreas Züllig ist auch Präsident von Hotellerie Suisse – zieht die ganze Branche den Hut.

Und dann ist da natürlich das «Guarda Val» im verträumten Weiler Sporz über dem Dorf. Die Geschichte ist legendär: Alfred Gantner spazierte vor zwölf Jahren mit seiner Frau Cornelia und den fünf Kindern durch die blühenden Wiesen, hielt Ausschau nach einem Objekt für Grossfamilienferien und kaufte das heruntergekommene Maiensässhotel in einer Blitzaktion. Dank Investitionen von gegen fünfzig Millionen Franken entstand eine faszinierende neue Hotelwelt. Das Geld dazu entnahm Gantner der Portokasse. Als Mitbegründer des auf Privatmarktanlagen spezialisierten Vermögensverwalters Partners Group schrieb der Selfmademan in den vergangenen 25 Jahren eine der tollsten Erfolgsgeschichten der Schweizer Finanzindustrie. *Forbes* schätzt das Vermögen des 52-Jährigen auf 2,5 Milliarden Dollar. Das unvergleichliche «Guarda Val» zählt heute zu den genialsten Hotels der Alpen. Und nirgends ist der Spirit, die wundersame Magie der Lenzerheide so fühlbar wie hier.



Karl Wild: Karl Wild: Die 100 besten Hotels der Schweiz. Werd & Weber. 328 S., Fr. 41.90



Spirit der Lenzerheide: «Guarda Val».

Hilfe mit Hängen und Würgen

Von Hansrudolf Kamer — Der EU-Sondergipfel über das Corona-Hilfspaket offenbart Gegensätze und Widersprüche. Die späte Einigung wird als neuer Integrationschritt hoch gelobt.



In Brüssel hat sich über das zwangsmässig verlängerte Wochenende ein «Pseudo-Gipfeldrama» abgespielt, das ein alter EU-Hase ganz nüchtern als normal bezeichnete. Normal?

Vielleicht waren es die jeweiligen Verlängerungen und die Berichte über Kraftmeiereien, bis die Einigung schliesslich erreicht war. Das hat bei der EU Tradition.

Aber sonst? Die Europäische Union rang um ihr Corona-Krisenpaket und verhedderte sich in selbstgelegten Verstrickungen. Es ging um Zuschüsse à fonds perdu oder um Kredite. Es ging um Reformen als Bedingungen für diese Gelder. Die Vorwürfe mangelnder Rechtsstaatlichkeit zweier Ost-Mitglieder und der EU-Haushalt 2021–2027 komplizierten das Ganze. Alles musste nach dem Corona-Fiasko in eine politisch geschmeidige Form gebracht werden.

Da hat die EU seit je das Nord-Süd-Gefälle – der reiche Norden, der arme Süden. Der Süden will Geld, der Norden sieht ein Fass ohne Boden. Dagegen liess und lässt sich vermutlich nicht viel machen. Das wurde aber über die Jahrzehnte politisch immer bewältigt.

Nun kann als Resultat dieses langen Gipfels die EU zum ersten Mal selber Schulden in grösserem Umfang machen und die Gelder zentral verteilen, um die Auswirkungen der Corona-Krise zu dämpfen und den Wirtschaftsaufschwung zu fördern. Französische Diplomaten waren schnell dabei, das Ergebnis als historisch zu bezeichnen und mit der Einführung des Euro am Maastricht-Gipfel 1991 zu vergleichen.

Ein grosser Teil sind Zuschüsse, nicht Kredite, das heisst, es ist im Prinzip ein Schritt in Richtung Fiskalunion oder es könnte einer sein. Theorie und Praxis klaffen bei der EU auseinander. Die Brüsseler Kommission kontrolliert die Verteilung der Gelder – Mitgliedstaaten können Einspruch erheben, aber nur mit Zweidrittelmehrheit im Rat die Auszahlung verhindern.

Der Corona-Fonds ist aber eine einmalige Sache und umfangmässig bescheiden: weniger als 0,5 Prozent des EU-Sozialprodukts. Ein Schritt hin zur Fiskalunion könnte er werden, wenn alle Dämme für regelmässige Transfers brechen. Dagegen sperrten sich fünf Staaten:

die Niederlande, Österreich, Dänemark und Schweden – mit Finnland als zugewandtem Ort –, die erkannt haben, dass mit dem Ausscheiden Britanniens ein wichtiger Bremsklotz bei extravaganter Integrationstouren weggefallen ist.

Mit bewährter Salamtaktik

Die «sparsamen Fünf» handelten den Umfang der Corona-Zuschüsse von 500 auf 390 Milliarden Euro herunter, weil sie im Fass einen Boden einziehen wollen. Für Wähler in den Niederlanden, Österreich und Finnland bleibt schwer verständlich, weshalb sie mehr Schulden schultern müssen, um Italien und Spanien zu finanzieren.

Noch mehr Verständnisprobleme haben die Nicht-Euro-Staaten Schweden, Dänemark, Polen und Ungarn, weil sie den Corona-Rettungsfonds als Euro-Problem ansehen: Den Fonds braucht es nur, weil Italien und Spanien – auch Frankreich – nicht abwerten können, um ihre eigene Post-Corona-Erholung zu finanzieren. Aussenseiter müssen Klubmitglieder retten. Hier stösst die EU-Solidarität wieder an Grenzen.

In die gleiche Richtung zielte das Ringen um die Kontrolle über die Verwendung der Gelder: Der niederländische Regierungschef Mark Rutte wollte für die Sparsamen erreichen, dass die Empfänger nicht nur Reformen zusagen,

sondern vor der Hilfe verwirklichen müssen. Italiens Regierungschef Giuseppe Conte warf Rutte und seinen Komplizen vor, sie versuchten, Europa zu erpressen.

Die Lösung: Rutte krebste zurück, erhielt aber einen beträchtlichen Rabatt bei den niederländischen Beiträgen an das EU-Budget. Ähnlich wurden die übrigen Sparsamen «gekauft».

Beim Ringen um den mehrjährigen Finanzrahmen des EU-Haushalts wehrten sich Polen und Ungarn gegen Versuche, die Auszahlung von EU-Geldern an die Einhaltung der Brüsseler Richtlinien für die Rechtsstaatlichkeit in den Mitgliedstaaten zu knüpfen. Es geht hier um Pressefreiheit und die Unabhängigkeit der Justiz. Bundeskanzlerin Merkel und Präsident Macron waren sich schnell einig darin, dass der Gipfel nicht an dieser Frage scheitern dürfe.

Er scheiterte nicht. Die Lösung war dieselbe wie bei der Verteilung der Fonds-Gelder: Beitragskürzungen gibt es nur, wenn eine Zweidrittelmehrheit der Staaten dafür ist – eine hohe Hürde.

Hinter dem politischen Schauspiel steckt die Frage, ob das Hilfspaket ausreicht, um die erwünschten Resultate zu erzielen: nach dem Corona-Schock europäisches Wachstum zu generieren und das Nord-Süd-Gefälle einzugrenzen. Wenn eine wirtschaftliche Erholung eintritt, wird sie wohl asymmetrisch verlaufen – im Norden stärker, im Süden schwächer.

Um das wirklich zu verhindern, ist der Rettungsfonds zu leicht und Brüssel zu wenig kompetent. Immerhin scheint es Deutschland erneut gelungen zu sein, mit bewährter Salamtaktik grösseres Unheil vorerst abzuwenden: keine Fiskalunion, keine Eurobonds. *Pourvu que ça dure.*



Die Sparsamen wurden gekauft: Rutte, Merkel, von der Leyen, Macron (v. l.) am Gipfel in Brüssel.

Die Ballade von Johnny Depp

Von Norbert Kördörfer — Genie, Wahnsinn und verschwundene 650 Millionen Dollar.

Er sieht unsere Welt anders – blauer. Sein linkes braunes Auge schwimmt wie im Pool unter Wasser, alles verschwommen, und das schon seit der Kindheit. Er ist fast halbblind. Deshalb trägt er seine blaugetönten Spezialbrillen. Johnny Depp, 57, war immer anders.

Sein Lebens-Mantra: «Bei allem, was ich tue, will ich mir treu sein.» Mit zwölf rauchte er. Mit dreizehn hatte er Sex. Mit vierzehn hatte er alle Drogen getestet. Mit fünfzehn flog er von der Schule. Mit sechzehn gründete er eine Band. Mit 21 schmuggelte ihn sein Kumpel Nicolas Cage in Hollywood ein: im Horrorthriller «A Nightmare on Elm Street».

Der Rest ist Rock-Art – und Hollywood-Historie.

Sein Schicksal flirtete mit der Gosse. Aber Johnny lernte Gitarre spielen und komponierte seine eigene Ballade vom Leben eines Kentucky-Boys, der die Welt eroberte – nach eigenen Regeln. Er soll 75 Millionen Dollar für vierzehn Villen ausgegeben haben. Drei Millionen, um die Asche seines Idols Hunter S. Thompson (1937–2005) als Feuerwerk in den Himmel zu schießen. Er hat 70 Topgitarren, 45 Luxusautos und 200 Kunstwerke (Warhol, Basquiat, Banksy etc.). Im Monat gibt er 200 000 Dollar für Privatjets und Bodyguards aus. Willkommen in der faszinierenden Welt des John «Johnny» Christopher Depp II.

Hundert Flaschen Beck's Blue – alkoholfrei?
Es war einmal in Berlin ...

Ich wollte nur ein Bier. Denn wer Johnny trifft, muss warten. Draussen im Sony-Center gleissen die Scheinwerfer. Drinnen in der VIP-Etage murmeln die Champagner-Menschen.

Ein riesiger durchsichtiger Bier-Kühlschrank summt einsam und eisbeschlagen in der Bar-Ecke – bewacht von einem Bodyguard. Ich schlendere hin und frage durstig: «Dürfte ich eine Flasche ...?» Der schwarze Riese mit Knopf im Ohr lächelt: «Sorry, aber das ist exklusiv nur für Johnny!» Hundert Flaschen Bier, und dann noch Beck's Blue – alkoholfrei? Johnnys kleines Geheimnis: eine Detox-Phase! Ein Jahr Alkoholpause. Er wollte sich entgiften.

Plötzlich rudern fünf Leibwächter eine Schneise frei – durch die Lücke surft ein Weltstar: Johnny Depp live. Er wirkt wie ein amerikanischer Gentleman. Kleiner als auf der Leinwand, schlanker, scheuer. 1,75 m, 70 kg. Er strahlt. Er kommt lächelnd auf mich zu und

streckt beide Hände aus – eine lebende schmunzelnde Legende: «Ich habe früher in Berlin die Nächte ausprobiert. Aber das ist lange her. Mein deutscher Lieblingssatz: «Mein Popo juckt!»» Das war vor sieben Jahren, bei der Europa-Premiere des skurrilen Disney-Westerns «The Lone Ranger». Mein Eindruck: ein Star und Gentleman (immer mit Reisepass).

Jetzt schockt Johnny Depp («Pirates of the Caribbean») die staunende Welt – durch den Society-Prozess des Jahres. In seiner Lieblingsstadt London. Es ist eine Drei-Wochen-Weltpremiere! Noch nicht im Kino, aber im Royal Courts of Justice! Saal 13.

Story: Skandal-Ehe in Hollywood. Plot: Soziopathisches Starlet schnappt sich durch Sex den Superstar und plant Sieben-Millionen-Scheidung nach Exzess (sie spendete die Summe). Hauptrolle: das «Monster» in Johnny, das durch Alkohol und Drogen erweckt wird.

Hollywood kann die Aussagen nicht unglaublicher erfinden: Blut, Prügel, Fäkalien, Alkohol, Drogen, Lügen, Sex, Kopfnüsse, Haare-Ziehen, Hund-aus-Auto-Halten, Johnnys abgeschnittene Fingerkuppe und sein Verlust von 650 Millionen Dollar! Angeklagt: die Boulevardzeitung *Sun* des Rupert-Murdoch-Konzerns News Group Newspapers. Verleumdungsvorwurf: Sie betitelte Johnny Depp mit «Frauen-Schläger» – angeblich belegt mit vierzehn Vorfällen. Angebliches Opfer: Amber

«Ich denke, wir sind hier – und das war's! Danach kommen Erde – und Würmer.»

Heard, 34, («Aquaman»), Johnnys geschiedene und abgefundene Ex-Frau (fünfzehn Monate Chaos-Ehe). Ankläger: Johnny Depp, der wie ein Gentleman im Massanzug auftritt (Schlips, Weste, Stecktuch, offenes 5. Knopfloch, Piraten-Schutzhalstuch). Er spricht und beichtet und klagt an während 23 Stunden an fünf Tagen. Sein Fazit: Alles Lügen!

Er sagt: Sie schmiss eine Flasche nach mir und schnippte dabei meine Fingerkuppe ab (sie lag neben der Bar). Es war sein rechter Mittelfinger – sein Lieblingsfinger. Spitzname: Sir Richard. Seine Lieblingshexe sagt: Er zertrümmerte ein Telefon und schnitt sich. Viele Wahrheiten bestehen aus Lügen.

Höhepunkt und Tiefpunkt: Der 30. Geburtstag von Amber Heard in Johnny Depps Penthouse in Los Angeles. Johnny kommt zwei

Stunden zu spät. Er hat gerade geschockt erfahren, dass er 650 Millionen Dollar verloren hat – veruntreut von Ex-Managern! Und dass er noch 100 Millionen Dollar Steuerschulden hat – seit siebzehn Jahren nicht gezahlt. O-Ton Johnny: «Mit den «Piraten»-Filmen [Teil 2 und Teil 3] habe ich – und das ist fast lächerlich zu sagen, und es ist mir auch unangenehm –, scheinbar habe ich 650 Millionen verdient, und die waren weg!» Sie ist sauer, dass er so spät kommt. Er geht ins Schlafzimmer. Es kommt zum Streit. Am nächsten Tag liegen Exkremete im Bett. Johnny will die Scheidung. «Ich habe oft am Boden der Badezimmer geschlafen, um eine gewaltsame Konfrontation zu vermeiden.»

Wie durch Zufall liegen dem Gericht auch noch 70 000 (!) indiskrete SMS vor. Johnny tippte seinen Hass auf die «Hure», in die er sich verliebt hatte, an seinen *buddy* Paul Bettany, 49 («Mortdecai»): «Lass uns Amber verbrennen ... Lass uns sie vorher ersäufen ... Ich werde ihre verbrannte Leiche danach noch vögeln, um sicher zu sein, dass sie tot ist ...» Johnny Depp hat den Gerichtssaal verlassen – etwas melancholisch. Der Prozess brodelte weiter.

Sein Puls sinkt um zwanzig Schläge

Es war einmal eine einsame Insel in der Karibik ...

Wenn Johnny seelische Ruhe sucht, jettet er auf seine Bahamas-Privatinsel (für drei Millionen Dollar gekauft) mit fünf Stränden: «Da sinkt mein Puls gleich um zwanzig Schläge ...»

Früher lag seine persönliche Piratenjacht vor Anker – die «Vajoliroja». Das 48-Meter-Stahlschiff (vier Gästesuiten) taufte er nach den Vornamen seiner Familie: der Mutter seiner Kinder, Vanessa Paradis, 47, Johnny und den Kids Lily-Rose, 21, und Jack, 18. Die leider verkaufte Jacht war sein Fluchtpunkt – mit vier Bierzapfhähnen (z. B. Guinness). Die Insel Little Halls Pond Cay ist immer noch sein Paradies – hundert Kilometer von Miami entfernt.

Sein Ur-Idol hat ihm dazu geraten: die Kinolegende Marlon Brando (1924–2004, «The Godfather»), der natürlich auch eine Insel besass. Johnnys Genietrick bei Rollen: «Ich puzzle mir einen Menschen aus drei Persönlichkeiten zusammen!» Auch seine Persönlichkeit ist ein Puzzle von Vorbildern. Johnny ist ein Cocktail aus Idolen. Für Hollywood: Brando, der ewige Rebell. Für Literatur und Drogen: der Gonzo-Reporter Hunter S. Thompson, der sich mit 67 erschoss.



Der ewige Trumer, der seine Träume erlebt: Filmstar Depp.

Für Rock 'n' Roll: sein Ersatzvater Keith Richards, 76 (Rolling Stones). Johnny hat das Hörbuch von dessen sensationeller Autobiografie «Life» gesprochen. Und Exzentriker Richards, der Stahlplatten im Hirn hat, nachdem er von einer Kokosnusspalme stürzte, spielte auch Johnnys Piratenvater im Welthit «Pirates of the Caribbean».

Ich traf Johnny mal für die Gentleman-Krimi-Komödie «Mortdecai» (er verschlang diese Hochstapler-Romane). Warum spielst du immer so irre Typen? Johnny: «Ich kann ja nur spielen, was in mir drin ist! Ich genieesse es,

Figuren zu erfinden. Wenn ich die Menschen nicht mehr überraschen kann, bin ich tot! Jeder ist doch ein bisschen verrückt – verrückt wie das Leben!»

Sternsekunde des Schicksals

Es war einmal in Disneyland ...

Johnny ist einer der grössten Stars der Welt und vielleicht das Hollywood-Spiegelbild des strahlenden Brad Pitt – beide sind Jahrgang 1963. Aber zum Superstar von Bora Bora bis Reykjavik machte ihn erst die durchgeknallte Piratenrolle von Captain Jack Sparrow, der von

Rum lebt, in dem Action-Epos «Pirates of the Caribbean», Teil 1 bis 5. Johnny kreierte eine Piraten-Ikone und Weltmarke, die sich Millionen Mal verkauft und ihm fast eine Milliarde eingebracht hat (zum Beispiel aus Plastikfiguren-Verkäufen). Das Märchen: Johnny sass 2002 bei Disney in Los Angeles mit Filmchef Dick Cook.

Johnny war Doppel-Papa und guckte in seiner Côte-d'Azur-Villa über St-Tropez meistens Disney-Animationsfilme – zum Beispiel «Shrek».

Johnny fragte: «So was würde ich auch gerne synchronisieren! Habt ihr da was?»

Der Disney-Manager überlegte: «Nein → aber wir planen einen Piratenfilm ...!» Johnny: «Einen richtigen Piratenfilm mit Schwertern? Da bin ich dabei!» Eine Sternsekunde des Schicksals. Das Genie in Johnny kreierte sein eigenes Alter Ego für die Fantasieleinwande der Erde: einen neuen Peter Pan mit Piratenflagge und Rumflasche – und einem goldenen Herzen.

Bei den Dreharbeiten zu «Rum Diary» (er fand das Buch im Keller der Aspen-Hütte von Thompson) verliebte er sich in seinen frechen Co-Star Amber Heard, leider. Alle rieten ihm von einer Heirat ab. Aber Liebe kennt keine Vernunft.

Nachdem Johnny das Londoner Gericht verlassen hatte (er wohnte im «Corinthia»-Hotel, zwischen Themse und 10 Downing Street), wurden die Aussagen seiner Ex-Lebensgefährtinnen verlesen.

Winona Ryder, 48 («Edward Scissorhands»): «Er war nie, nie gewalttätig zu mir ... Ich kenne ihn ehrlich nur als wirklich guten Menschen ...»

«Wino Forever»

Johnny hatte sich ein Liebes-Tattoo stechen lassen: «Winona Forever». Nach vier Jahren Liebe liess er Buchstaben weglassen: «Vino Forever», dann «Win Forever», schliesslich «Wino Forever» (Drinker für immer).

Vanessa Paradis (vierzehn Jahre mit ihm zusammen): «Ich kenne Johnny nur als liebenswürdigen, aufmerksamen, grosszügigen und nie gewalttätigen Menschen und Vater ...»

Seine Kinder sind sein Glück. «Ich weiss erst, was Leben bedeutet, seit ich Vater bin.»

Und Johnny ist ja erst 57 und bleibt der ewige Peter Pan. Er schaut sich seine Filme selbst nicht an – aus Selbstschutz: «Ich tue mein Bestes, und dann gehe ich weg.» Sein Schweizer Freund Marc Forster (James Bond: «Quantum of Solace») drehte mit ihm «Finding Neverland», die Ur-Story des Peter-Pan-Erfinders Sir J. M. Barrie.

Johnny ist der ewige Trumer, der seine Träume erlebt. Er ist kein Monster. Er ist ein Traummann mit dem ewigen Kind im Herzen: «Ich fühle mich immer noch, als wäre ich sechzehn und spielte die Ballade meines Lebens. Ich glaube nicht an einen Gott. Ich denke, wir sind hier – und das war's! Danach kommen Erde – und Würmer.» Johnny ist ein Gluhwurm.

Personenkontrolle

Keller-Sutter, Cassis, Baeriswyl, Ginsburg, Girod, Semadeni, Nydegger, Sinn, Bendzko, Kurz, Macron, Lukaschenko, Fehr, Franziskus, Huonder, Gracia, Amrein

Karin Keller-Sutter, Schlüsselkind, hat ihre Teilnahme am Rheintaler Wirtschaftsforum bereits zugesichert. Die Justizministerin wird dort als Referentin in Erscheinung treten. Mit ihrer Zusage erwarte die Zuschauer nicht nur eine der bekanntesten Politikerinnen des Landes, sondern auch eine der Schlüsselfiguren bei der Bewältigung der Corona-Krise, warben die Organisatoren in einer Ostschweizer Zeitung. Keller-Sutter scheint ein echtes Schlüsselproblem zu haben. Denn schon beim Streit mit der EU hiess es von ihr, sie sei bei diesem Dossier die Schlüsselfigur. Als sich vor Jahren FDP und SVP anzunähern versuchten, wurde von der FDP-Bundesrätin geschrieben, sie spiele dabei eine Schlüsselrolle. Wir fragen uns, ob sie gar am Ende auch ein Schlüsselkind gewesen ist. (hmo)

Ignazio Cassis, Weltpolitiker, lässt es sich nicht nehmen, Entscheidungen des obersten amerikanischen Gerichts, des Supreme Court, zu kommentieren. «Die Schweiz lehnt die Todesstrafe unter allen Umständen ab», liess der Aussenminister sein Departement auf Twitter verbreiten. «Aus diesem Grund bedauern wir den Entscheid des Supreme Court, nach 17 Jahren Unterbruch die Todesstrafe auf Bundesebene wieder vollstrecken zu lassen.» In Form eines Likes applaudierte die neue Schweizer Uno-Botschafterin in New York, **Pascale Baeriswyl**. Einmal abgesehen von der Frage, ob man sich als Kleinstaat in die Gerichtsentscheide anderer Länder einmischen sollte: Das Oberste Gericht in den USA hat derzeit andere Sorgen als die Einwände aus Bern, seit bekannt wurde, dass Bundesrichterin **Ruth Bader Ginsburg** erneut an Krebs erkrankt ist. (fsc)

Bastien Girod, Nachhaltigkeits-Euphoriker, liess vergangene Woche mitten in der Sommerzeit einen Luftballon steigen. Die geplanten CO₂-Reduktionen genügten nicht mehr, verkündete der grüne Nationalrat prominent in einer Sonntagszeitung. Die Schweiz müsse klimapositiv werden, CO₂ aus der Atmosphäre entnehmen und es in Norwegen, welches die entsprechende Dienstleistung bald anbiete, im porösen Gestein einlagern. Anders als beim Atommüll haben die Grünen hier offenbar weniger Skrupel, das in der Schweiz produzierte CO₂ im Ausland zu bunkern. (hmo)



Sticheleien: Kanzler Kurz.



Schlüsselproblem? Bundesrätin Keller-Sutter.



Klimapositiv: Nationalrat Girod.



Sorglose Zeiten: Popstar Bendzko.



Botschafter-Like: Aussenminister Cassis.

Cla Semadeni, Einzelkämpfer, erreichte einen Sieg gegen den «Rest der Welt». Der 72-jährige ETH-Architekt war im aktiven Berufsleben Stadtplaner in Zug, Dübendorf, Zürich und schliesslich Kantonsplaner in Graubünden. Er kämpft seit Jahren mit allen rechtsstaatlichen Mitteln gegen den Innovationspark in Dübendorf. Das Zürcher Baurekursgericht strafte den widerborstigen Bürger mit den höchstmöglichen 50 000 Franken Gerichtskosten ab. Jetzt hat das Zürcher Verwaltungsgericht entschieden: Nicht nur sei diese Summe viel zu hoch, das Gericht hob gleich den gesamten, offenbar dilettantisch aufgegleisten kantonalen Gestaltungsplan «Innovationspark Zürich» auf. Das Verwaltungsgericht erteilte auch der Zubetonierung der Landwirtschaftszone eine Absage. Damit hat Cla Semadeni als couragierter Einzelbürger einen Sieg gegen die zürcherische Volkswirtschafts-, Bau- und Finanzdirektion davongetragen. Eher peinlich für die dort versammelten Hundertschaften von Juristen und Beamten. (mö)

Martin Nydegger, Sprachvisionär, setzt neue grammatikalische Massstäbe. Als Direktor der

hochsubventionierten Organisation Schweiz Tourismus (ST) verantwortet er auch die Werbung. Und die hat es in sich – und wie. «Ich brauch Palast. Ich brauch Schweiz», wirbt die Organisation zurzeit für das Ferienland Schweiz, dass es einem beim Lesen fast weh tut. Kein Wunder, fragen sich Brancheninsider, ob Covid-19 gar aufs Hirn schlägt. Ich brauch Hilfe, ich brauch Deutschkurs, würde besser passen. (hmo)

Hans-Werner Sinn, Ratgeber, sieht die Position der Schweiz durch den Austritt Grossbritanniens aus der EU gestärkt. Im Rahmen einer Vortragsreihe bei der Luzerner Privatbank Reichmuth riet der deutsche Ökonom und frühere Präsident des Münchener Ifo-Instituts der Schweiz, beim Rahmenabkommen nichts zu überstürzen und stattdessen in Ruhe den Brexit abzuwarten. Überhaupt, den Europäischen Gerichtshof als letzte Instanz in Auslegungsfragen dürfe die Schweiz «niemals» akzeptieren. (fsc)

Tim Bendzko, Versuchskaninchen, soll der Kopf sein, der Deutschland den Mittelweg eb-

net; der Berliner Popstar, der die Liedzeile «Nur noch kurz die Welt retten» singt, soll das neue Nach-Corona-Normal für Events in die Welt tragen und der sorglosen Zeit vor der Pandemie annähern. Ein Konzert vor 4000 – statt wie erlaubt 1000 – Zuschauern ist geplant. In der Leipziger Arena sollen Ende August 18- bis maximal 50-Jährige, die seit 48 gesund sind, Masken tragen, Hände desinfizieren und alles, was dazugehört, um das Ausbruchsrisiko bei Grossveranstaltungen simulieren und erforschen zu können. «Restart-19» heisst das Projekt, das Wissenschaftler der Martin-Luther-Universität planen. Die Wahrscheinlichkeit, sich anzustecken, sei gering, wie es heisst, nicht aber ausgeschlossen – es wäre der erste Super-Superspreeder. (zr)

Sebastian Kurz, Schwiegermutterstarm, hat sich allerhöchsten Zorn zugezogen. Nachdem Österreichs Kanzler die herrische Drohung des französischen Präsidenten gerügt hatte, den EU-Gipfel unter Protest zu verlassen, gab **Emmanuel Macron** zurück. Als Kurz den Verhandlungssaal für ein Telefonat verliess, stichelte der Franzose in der Runde der Staats- und Regierungschefs: «Seht ihr? Er pfeift drauf. Er hört anderen nicht zu. Er hat eine schlechte Einstellung.» Zuvor hatte Macron allerdings für Lacher im Raum gesorgt – selbst bei der mürrischen deutschen Kanzlerin. «Ihr könnt mich ja gerne für einen Knallkopf halten ..., okay, aber sogar Angela steht auf meiner Seite.» (ky)

Alexander Lukaschenko, Mann, hat ein Herz für Frauen – und will sie deshalb nicht als Staatsoberhaupt. Eine Frau würde unter der Last der Verantwortung «einfach zusammenbrechen, das arme Ding», sorgte sich der Präsident Weissrusslands, der sich im August zur Wiederwahl stellt. Grund für die Sorge: Nachdem Lukaschenko einen seiner Gegenkandidaten verhaften liess, kandidiert nun dessen Ehefrau. (ky)

Jacqueline Fehr, Apostelin, hat es nicht so mit der Trennung von Kirche und Staat. Im März weibelte sie bei den anderen Kantonen auf dem Gebiet des Bistums Chur. Ihre Idee: Die Regierungsräte sollten in einem gemeinsamen Brief beim Bund vorstellig werden, damit dieser **Papst Franziskus** davon überzeuge, nach Bischof **Vitus Huonder** nicht erneut einen konservativen Bischof zu küren. Die anderen Kantone liessen die Zürcher SP-Sicherheitsdirektorin abblitzen. Auch der Sprecher des Bistums Chur, **Giuseppe Gracia**, tadelte Fehrs «Angriff auf die Religionsfreiheit». Daraufhin konfrontierte SVP-Kantonsrat **Hans-Peter Amrein** in einem Vorstoss den Regierungsrat mit Fehrs Tabubruch. Nun ist die Antwort eingetroffen, die ebenso nichtssagend wie schwurbelnd ausfällt: «Der Dualismus im Bereich der katholischen Kirche erfordert ein aktives Miteinander.» (fsc)

Nachruf



Gigant der Bürgerrechtsbewegung: Lewis.

John Lewis (1940–2020) — «Verlieren Sie sich nicht in einem Meer der Verzweiflung. Seien Sie hoffnungsvoll, seien Sie optimistisch. Unser Kampf ist nicht der Kampf eines Tages, einer Woche, eines Monats oder eines Jahres. Es ist der Kampf eines ganzen Lebens.» Mit diesen Worten fasste John Robert Lewis vor zwei Jahren sein Lebenswerk zusammen. Am Freitag verstarb die Bürgerrechtsikone im Alter von achtzig Jahren an Bauchspeicheldrüsenkrebs. Der Abgeordnete Lewis, der als das «Gewissen des Kongresses» bezeichnet wurde, verbrachte sein Leben damit, den Marsch für Rassengerechtigkeit anzuführen.

Lewis wurde am 21. Februar 1940 als Sohn eines Teilpächters auf der Baumwollfarm seiner Familie in Troy, Alabama,

geboren. Als junger schwarzer Mann, der im segregierten Süden aufwuchs, hörte er im Radio eine Rede von Dr. Martin Luther King Jr. Später sagte er in einem Interview: «Ich wusste, dass Dr. King zu mir und für mich und für so viele andere Menschen sprach.»

Inspiriert organisierte der Philosophiestudent *sit-ins* an getrennten Mittagstischen. Er schloss sich den Freedom Riders an, um gegen die nach Rassen getrennten Sitzplätze in Bussen zu protestieren. Und 1963, im Alter von 23 Jahren, hielt Lewis eine Grundsatzrede bei Kings «March on Washington». Zwei kurze Jahre später schrieb Lewis mit seinem eigenen Marsch über die Edmund-Pettus-Brücke in Selma, Alabama, Geschichte, bei dem er und 600 friedliche Demonstranten von Soldaten des Staates Alabama brutal geschlagen wurden – Bilder, die eine Nation schockierten und beschämten und als «Blutsonntag» bekannt wurden.

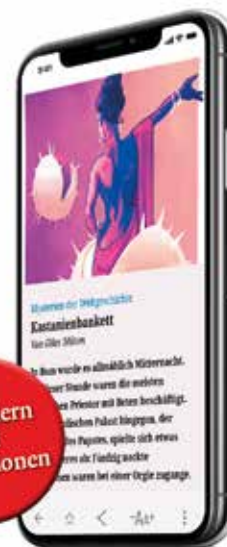
Am 40. Jahrestag dieses historischen Ereignisses war ich eine junge Redenschreiberin für den damaligen Mehrheitsführer im US-Senat, Bill Frist. Der Republikaner reiste nach Selma, um sich dem Kongressabgeordneten aus Georgia anzuschliessen. Frist sagte über dieses Erlebnis: «Es fällt mir schwer, die Worte zu finden, um das bewegende Gefühl auszudrücken, Seite an Seite mit dem Kongressabgeordneten John Lewis zu stehen, als wir diese Brücke überquerten ... Wir wandelten in den Fussstapfen von Giganten.»

Amy Holmes

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die Weltwoche zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



«Nicht mit uns!»

Von Pierre Heumann — Warum die westlichen Vorwürfe gegen die konservative Regierung Polens danebenzielen. Und was Regierungschef Andrzej Duda wirklich vorhat.

Ach, die Polen!, tönt es seufzend aus Europas Blätterwald. Erneut haben sie Andrzej Duda zum Präsidenten gewählt, einen Mann, den man im Westen gern als Nationalkonservativen, als EU-Verächter, als Demokratiefeind abkanzelt. In Polen seien jetzt Gerechtigkeit, die Souveränität des Volkes und die Zugehörigkeit zur EU in Gefahr, argwöhnen besorgte Politiker und Publizisten quer durch Europa.

Haben die Befürchtungen Hand und Fuss? Was genau verfolgt Duda mit seinem Regierungsprogramm? Wir rufen den Mann an, der es wissen muss: Krzysztof Szczerski, Dudas Kabinettschef. Der 47-jährige Politologe ist in ausserpolitischen Fragen Dudas rechte Hand. Im letzten Herbst wurde er gar als EU-Kommissar gehandelt. «Führt die Wahl Dudas zu neuen Konflikten mit der EU und dem Westen?»

Szczerski wiegelt ab. Erstens sei die Nähe zur Nato für Polens Regierung unbestritten. «Wir sehen uns als Teil des Westens. Das ist nicht nur ein politischer Entscheid, sondern das ist Teil unserer Identität.» Die einvernehmliche Kooperation mit dem Westen sei für Duda ein grosses Anliegen, nachdem sein Land bis 1989 unter dem russischen Diktat gelitten habe. Die US-Truppen, die Washington aus Deutschland abziehen will, würde Polens Regierung gerne aufnehmen, falls eine entsprechende Anfrage aus den USA eintreffen würde, sagt Szczerski. Bereits jetzt sind im Land 9000 US-Soldaten stationiert.

Es sei indes offensichtlich, dass die Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS), für die Duda kandidierte, zur EU auf Distanz gehe, werfen wir ein. Das sei schwierig nachzuvollziehen, schliesslich erhalte kein anderer EU-Staat mehr Gelder von Brüssel als Polen.

Gegen die korrupte Justiz

Duda habe mit der EU kein prinzipielles Problem, sagt sein Kabinettschef Szczerski. Doch es gebe in der Tat Meinungsverschiedenheiten. So wehre sich Duda dagegen, dass Polen von Brüssel am Gängelband geführt werde. «Unsere Vision von der Europäischen Union reflektiert den klassischen europäischen Konservatismus» – nach dem gleichberechtigten und freien Nationen zusammenleben,

die aber souverän sind. Die EU lebe diesem Prinzip leider nicht mehr nach. Das könne Polen nicht akzeptieren, sagt Dudas Mann für die Aussenpolitik selbstbewusst: «Wir wollen selber über unser Schicksal entscheiden.»

Ob denn Dudas Skepsis gegenüber dem Zentralismus der EU und seine Nato-Begeisterung kein Widerspruch seien, fragen wir Szczerski. Mit einem kurzen geschichtlichen Exkurs stellt er das in Abrede. «Nach bitteren und stolzen Epochen im Mittelalter verschwand der Staat Polen am Ende des 19. Jahrhunderts von der politischen Landkarte Europas. Er entstand erst wieder 1918. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg geriet Polen erneut unter die Fuchtel eines Imperiums, desjenigen der UdSSR.» Seit der Wiedererlangung der Freiheit im Wendjahr 1989 wahre man Autonomie als hohes Gut und lehne «Diktate von aussen» ab.

Polens Unmut gegenüber der EU begann mit der Flüchtlingsfrage, als Bundeskanzlerin Angela Merkel sagte: «Wir schaffen das.» Das war vor fünf Jahren. «Man hatte uns nicht konsultiert, ob und wie viel Migrantinnen wir aufnehmen wollen», klagen hohe Funktionäre der PiS, «die EU wollte uns zwingen, sie ins Land zu lassen, ohne das vorher mit uns diskutiert zu haben.» Auf das Diktat reagierte die PiS mit einem klaren «Nicht mit uns, no way!».

Duda schafft Überbleibsel aus der kommunistischen Ära ab. In seiner ersten Amtszeit hat er das Justizsystem gründlich reformiert. Die EU wirft Warschau vor, dabei die Gerichte politisiert zu haben. Brüssel stellt Polens Rechtsstaatlichkeit in Frage und drohte mit dem Entzug des Stimmrechts.

Eine Mahnung, die Szczerski weder nachvollziehen noch akzeptieren kann: «Unsere Justiz ist, im Gegensatz zur Behauptung der EU, in der Hand der Richter. Die Politik mischt sich nicht ein.» Und dass die Reform

dringend notwendig war, ist für Szczerski ein klarer Fall: «Nach dem Ende der kommunistischen Ära wurde ganz Polen umgebaut. Die Wirtschaft, die Diplomatie, die Kultur – alles wurde erneuert.» Nur in der Justiz änderte sich nichts: «Hier blieben die Strukturen aus



Kabinettschef
Szczerski.

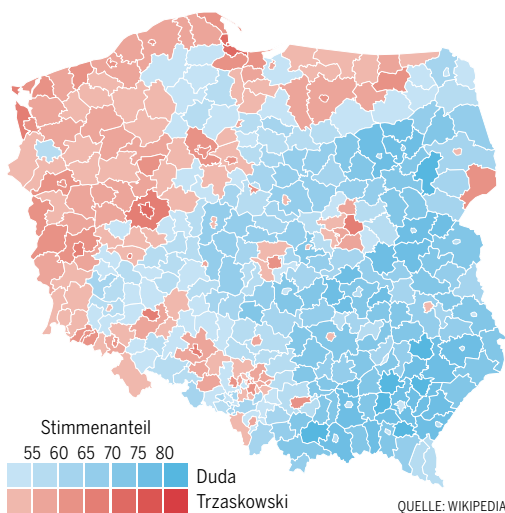
«Wir wollen selber über unser Schicksal entscheiden.»



«Diktate von aussen»: Polens Präsident Duda.

der kommunistischen Ära erhalten, es bestand ein erheblicher Nachholbedarf.» Denn die Effizienz der Gerichte sei vollkommen ungenügend gewesen. «Stellen Sie sich vor», so der Kabinettschef, «im Obersten Gericht gab es bis vor kurzem noch Richter, die von den Kommunisten eingesetzt worden und die gegen die Opposition vorgegangen waren.» Das habe dem Ansehen der Richter geschadet. «Mehr als 60 Prozent der Bevölkerung gaben in Umfragen an, der Justiz zu misstrauen, und bezeichneten sie als korrupt.»

Im Westen wird Polens Staatsmedien vorgeworfen, einseitig für Duda geworben zu haben. Wie es denn um die Pressefreiheit in Polen stehe, fragen wir Adam Sosnowski, einen 32-jährigen Verleger und Journalisten in der alten Königs- und Universitätsstadt Krakau. Sosnowski, ein junger Konservativer, bestätigt einerseits, dass das staatliche Fernsehen in seinen Nachrichtensendungen jeden Abend die Sicht Dudas wiedergebe. Andererseits gebe es etliche private und unabhängige TV-Sender. Dazu gehört zum Beispiel eine ursprünglich vom Schweizer Unternehmer Bruno Valsangiacomo gegründete Gruppe, die jetzt zum Netzwerk Discovery gehört. Zudem strahle,



«*Gespaltenes Land*»: Dudas knappe Mehrheit.

sagt Sosnowski, das Privatfernsehen Polsat Informationssendungen aus, in denen linksliberales Gedankengut auf Sympathie stosse. Von einem medialen Einheitsbrei könne also keine Rede sein: «Zumal auch Printmedien für eine lebhaftere Diskussion sorgen.» Die Regionalzeitungen – sie sind zu fast 100 Prozent in deutscher Hand – unterstützten zum Beispiel im

Wahlkampf Dudas Herausforderer. Auch der Verlag Ringier Axel Springer ist mit mehreren Zeitungen und Internetplattformen präsent, die sich laut Sosnowski ebenfalls auf die Seite von Rafal Trzaskowski, Dudas Herausforderer, gestellt hätten. Angesichts der Medienvielfalt in seinem Land nerve es ihn, wenn westliche Kommentatoren von der «Gefährdung der Pressefreiheit» sprächen, sagt Sosnowski.

Zu behaupten, in Polen wäre die Demokratie in Gefahr, sei «Unsinn»: Die Regierungspartei habe in den vergangenen fünf Jahren sieben Wahlen gewonnen, «auf nationaler und kommunaler Ebene und auch bei den Wahlen ins EU-Parlament». Zudem seien bei den jüngsten Wahlen sieben von zehn Bürgern an die Urnen gegangen, was die Lebendigkeit der Demokratie unterstreiche. Auch wenn Dudas Mehrheit knapp ausfiel – von einem Zufallsentscheid, so Sosnowski, könne bei einer dermassen hohen Wahlbeteiligung keine Rede sein.

Auf dem Weg zur sozialen Marktwirtschaft
Von einer funktionierenden Demokratie spricht auch Wojciech Roszkowski, einer der prominenten Wirtschaftshistoriker und

Analysten Polens. Der Senat, die zweite Kammer des Parlaments, werde derzeit von den Oppositionsparteien kontrolliert. Gesetze, die von der Regierung eingebracht werden, könne der Senat kritisch prüfen, bevor sie ans Unterhaus zurückgehen. Zudem seien die meisten Städte in der Hand der Opposition – zum Beispiel Warschau, Krakau, Posen oder Danzig.

Dass der Westen mit dem Polen-Bashing und seinen Vorwürfen, dass die Volksmeinung manipuliert werde, falschliegt, zeigt Dudas knapper Wahlsieg. In Dörfern und Kleinstädten erhielt er zwar die Mehrheit der Stimmen, aber in urbanen Zentren wie Warschau, Kra-

«Wollen wir die christlichen Werte beibehalten, oder soll unser Staat säkular sein?»

kau oder Danzig schnitt sein Herausforderer Rafal Trzaskowski, der Stadtpräsident von Warschau, deutlich besser ab.

«Polen ist ein gespaltenes Land», sagt die 43-jährige Publizistin Aleksandra Rybinska, die bei der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit im Vorstand ist. Rybinska wuchs in Deutschland auf, nachdem ihre Eltern vor den Kommunisten geflüchtet waren. Seit 2006 lebt sie wieder in Polen.

Im Westen begreife man nicht, dass sie einiges aufzuholen hätten. «Wir sind erst seit 1989 frei», sagt Rybinska und bezieht sich dabei auf den Abzug der UdSSR-Truppen aus Polen. «Wir stecken immer noch im Transformationsprozess. Wir streiten über Grundsätzliches, über unsere Identität. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wollen wir die christlichen Werte beibehalten, oder soll unser Staat säkular sein?»

Nach dem brutal schnellen und mit hohen sozialen Kosten verbundenen Übergang von der staatlich gesteuerten Ökonomie zum Kapitalismus will die PiS eine soziale Marktwirtschaft aufbauen. Vor vier Jahren wurde unter Duda das Kindergeld eingeführt, dann wurden die Mindest-Stundenlöhne angehoben, und in den nächsten drei Jahren sollen auch die Mindesteinkommen von umgerechnet 685 auf 915 Euro erhöht werden.

Die Bürgerplattform, die bis 2015 an der Macht gewesen war, hatte die sozial schwachen Schichten vernachlässigt. Sie unternahm nichts, um die zunehmenden Einkommensunterschiede zu verkleinern, sie beachtete nicht, dass nur ein kleiner Teil der Polen vom vielgelobten Aufschwung profitierte. Die PiS hat das geändert, und das Volk spürt den Unterschied. «Viele», so bilanziert die polnische Publizistin Marta Kijowska, «haben tatsächlich den Eindruck, dass ihr Leben besser geworden ist.» ○

Wenn die Schweiz in der EU wäre

Von Christoph Mörgeli

In den letzten Tagen waren viele Augen auf die Verteilungskämpfe der europäischen Staatschefs in Brüssel gerichtet. Ein EU-Gipfel soll mit viel Geld dafür sorgen, dass die Union nach der Corona-Krise nicht noch weiter auseinanderdriftet. Um dann vollends zu zerfallen. Geplant sind Zahlungen von etwa 1850 Milliarden Euro. Da denkt man nicht mehr an Politik. Sondern an Astronomie. Der Ministerpräsident der Niederlande, Mark Rutte, stemmte sich mit drei weiteren «sparsamen» Staaten dagegen, dass zu viel Geld von den gemeinsam aufgenommenen Schulden in Richtung Süden fliesst.

Der Zürcher Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann hat dazu für die *NZZ am Sonntag* einen brillanten Gastbeitrag verfasst. Er verweist eingangs auf die Schrift eines britischen Autors von 1714. Dieser Diplomat habe Parallelen zwischen der Eidgenossenschaft und den Niederlanden gezogen. Beide Länder hätten sich von Habsburg befreit, seien konfessionell gemischt und hauptsächlich aus Stadtstaaten hervorgegangen, die ihre Freiheit bewahren konnten.

Tobias Straumann zieht den Schluss, die Schweiz wäre heute als EU-Mitglied wohl in derselben Rolle wie gegenwärtig die Niederlande in Brüssel. Nämlich in der Rolle des «unbeliebten Musterschülers». Straumann warnt davor, unser Verhältnis zur EU mit einem Beitritt oder einem Rahmenabkommen zu «bereinigen». Um dann fortzufahren: «Wäre die Schweiz in Brüssel voll vertreten, würde sie sich wohl wie die Niederlande verhalten: als Bremserland, das sich für mehr fiskalische Disziplin und rechtsstaatliche Korrektheit einsetzen würde.»

Ich fürchte, bei dieser Schlussfolgerung irrt Wissenschaftler Straumann. So wie Bundesrat, Verwaltung und Parlament ticken, wäre die Schweiz keineswegs im Sinne eines «Bremserlands» vertreten. Und würde niemals die Rolle des bösen Neinsagers spielen. Sie würde jede zusätzlich ausgegebene Milliarde durchwinken. Und jede noch so absurde Summe bewilligen. Die Schweiz würde zahlen, zahlen und nochmals zahlen. Egal, wie üppig sich die italienische Mafia an den Milliarden bediente. Die Schweizer Bundesräte und ihre Diplomaten würden noch das letzte Hemd an die EU verschenken. Es ist ja nicht ihr eigenes. Simonetta Sommaruga und Karin Keller-Sutter müssten nicht auf ihr modisches Foulard verzichten. Und Alain Berset könnte weiterhin einen eleganten Massanzug tragen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.



Unser Land soll bis 2050 klimaneutral werden. Vielleicht.

Bodenmann

Elefantenrennen: Tesla vs. Nikola

Von Peter Bodenmann — In der Pole-Position Elon Musk mit dem batteriebetriebenen Semi-Truck.

Unser Land soll erst bis 2050 klimaneutral werden. Vielleicht, denn die bisher beschlossenen und geplanten Massnahmen reichen nicht einmal dazu.

Unsere Bundespräsidentin entwickelt keine Perspektiven. Auch deshalb hat die SP einen Viertel ihrer Wählerinnen und Wähler verloren. Das inhaltslose «Gurken-Manifest» war einst Gift für die Partei. Jetzt macht Sommaruga aus der SP Gurkensalat. Die Grünen sind nicht besser, aber immerhin stimmt ihr Name.

Ganz anders drauf ist das böse Kapital. Tesla ist mehr wert als Volkswagen, BMW und Mercedes zusammen. Und das Unternehmen Nikola, das noch keinen einzigen Wasserstofflastwagen produziert hat, ist an der Börse bereits 20 Milliarden Dollar wert. Versuchen wir, die Startaufstellung in diesem Elefantenrennen zu begreifen.

Elon Musk setzt auf Batterien. Sie werden immer effizienter, leichter und billiger zugleich. Die neuen Batterien sollen weniger als 80 Dollar pro gespeicherte Kilowattstunde kosten, 5000 Zyklen lang halten und pro Kilo 250 Wattstunden speichern können.

Ein Tesla-Semi-Truck wird – um mit einer Ladung 600 Kilometer weit fahren zu können – rund 5000 Kilogramm Batterien mit auf die Reise nehmen müssen. Die Differenz zu den Diesellastwagen mit ihren schweren Motorenblöcken wird immer kleiner. Die Elektrotankstellen der Zukunft werden eine Leistung von mehr als 1000 Kilowatt aufweisen. Mit dem Strom, den man während einer Pinkel-

pause tanken kann, wird man weitere 300 Kilometer weit stromen können.

Das Geschäftsmodell von Nikola sieht anders aus. Mit spottbilligen Solar- und Windstromüberschüssen will Gründer Trevor Milton Wasserstoff produzieren. Und damit seine gut 750 eigenen Lastwagen-Tankstellen in den USA beliefern. Brennstoffzellen machen aus dem Wasserstoff den Strom, der den Nikola 2000 Kilometer weit antreibt.

Für Elon Musk ist die *fuel cell*, die Brennstoffzelle, nichts anderes als eine «fool cell», eine Idiotenzelle, weil der Nikola doppelt so viel Strom braucht. Nikola lässt Teile des Kapitals trotzdem träumen, weil sie davon ausgehen, dass Wind- und Solarstrom praktisch nichts mehr kosten werden.

Wer gewinnt? Vermutlich Elon Musk. Aber ganz sicher darf man sich nie sein. In welchem europäischen Land wird der Sieger dieses Elefantenrennens bis 2025 alles abräumen? In der Schweiz.

Warum das? Dank der Alpeninitiative haben wir weltweit einmalig hohe Schwerverkehrsabgaben. Ein Vierzigtöner bezahlt pro Kilometer einen Franken. Ein Elektrolastwagen bis auf weiteres nichts. Ein Löli von einem Fuhrhalter, der nicht auf elektrische Semi-Trucks umstellt. Alles wird gut. Trotz Simonetta Sommaruga und Roger Nordmann.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Kulturkampf auf der Redaktion

Von Kurt W. Zimmermann — Aktuelle Frage für Journalisten:
Soll man kündigen, wenn man politisch nicht zur Redaktion passt?

Der offene Brief ist noch nicht erschienen. Aber er gibt schon gewaltig zu reden. Denn es geht um die wachsende Gesinnungsdiktatur in den Medien.

Der offene Brief, betitelt «A Letter on Justice and Open Debate», erscheint in der Oktoberausgabe der US-Zeitschrift *Harper's Magazine*. 153 Autoren und Journalisten haben ihn unterschrieben, darunter so famose Köpfe wie Noam Chomsky, Francis Fukuyama, J. K. Rowling, Salman Rushdie und Margaret Atwood. Sie beklagen darin, wie sehr die öffentliche Debatte durch politische Tabus beschnitten wird. Fazit: «Das Rückgrat einer liberalen Gesellschaft wird täglich eingeschränkt.»

Der Brief richtet sich auch gegen die journalistischen Aktivistinnen des linken Mainstreams, die rund um Gender-Fragen, Rassismus, #MeToo und Klimapolitik die Deutungshoheit vielerorts an sich gerissen haben. In den USA sind Entlassungen von Journalisten üblich geworden, die hier Gegenthesen wagen.

Der Spannungsbogen zeigte sich auch bei uns. Der offene Brief sei «als Geste bedeutsam und mit seiner Aussage wichtig», lobte von rechts der Mitte die NZZ. «Ein Briefchen für Gerechtigkeit», spottete von links der Mitte der *Tages-Anzeiger*.

Der jüngste Fall spielt auf der *New York Times*. Die liberale Journalistin Bari Weiss, Redaktörin der Meinungsseite, verliess das Blatt unter Protest und publizierte ihr Kündigungsschreiben. Weiss musste sich auf der Redaktion als Rassistin und Nazi beschimpfen lassen, wenn sie gegen den doktrinären Linkskurs des Blattes versties.

Kurz zuvor war bereits der Chef von Weiss gegangen. James Bennet, der Leiter der Meinungsseite, hatte einen Gastkommentar abgedruckt, der einen Armeeinsatz gegen die Plünderungen durch Randalierer empfahl. Er musste gehen. Linke Blätter wie der *Spiegel* applaudierten dem Abgang, weil Bennet «einem überholten Ideal von neutralem Journalismus nachhing».

Vor allem in den USA und in Deutschland hat sich auf manchen Redaktionen die ideologische Linie durchgesetzt, dass nicht Neutralität, sondern die Moralisierung der gesellschaftlichen Debatten der neue journalistische Standard sei. Liberale Ansichten sind dabei zu unterdrücken.

Für Journalisten stellt sich damit eine neue Frage: Soll man kündigen, wenn man als Liberaler auf einer roten Redaktion zum Aussen-seiter wird? Oder soll man weiterkämpfen?



Gegenthesen gewagt: Journalistin Bari Weiss.

Ich argumentiere aus Sicht des Lesers. Aus dieser Perspektive ist jede Kündigung aus politischen Gründen ein Verlust, weil ideologisierte Blätter dadurch noch einseitiger werden.

Ein gutes Beispiel ist der Abgang des wohl bekanntesten deutschen Kolumnisten. Jan Fleischhauer verliess 2019 nach dreissig Jahren den *Spiegel*, nachdem er mit seiner bürgerlichen Haltung immer mehr in die Isolation geraten war. Das Blatt ist seitdem noch genormter geworden.

Politische Abweichler

Aus Lesersicht müsste man Journalisten zum Bleiben raten, auch wenn sie sich in der Redaktion ausgegrenzt vorkommen. Ein gutes Beispiel gibt es aus der Schweiz. Als Tamedia die *Basler Zeitung* kaufte, wechselten per 2019 die konservativen Polit-Journalisten aus Basel auf die Redaktion des *Tages-Anzeigers*, darunter bekannte Namen wie Dominik Feusi und Beni Gafner. Viele linke *Tages-Anzeiger*-Journalisten empfangen sie mit scharfer Ablehnung. Doch sie blieben.

Die früheren Basler liefern seitdem immer wieder bürgerliche Farbtupfer in die sonst oft links-grün kolorierten Spalten. Manche Redaktoren des Blatts ärgern sich bis heute über die politischen Abweichler. Die Leser aber freut's.

Gestrandet

Von Henryk M. Broder — Zentralrat der Selbstverleumdung.

Zum 70. Jahrestag der Gründung des Zentralrates der Juden in Deutschland, der Dachorganisation von über hundert jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik, gab der Vorsitzende des Zentralrates, Josef Schuster, dem Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, *Vorwärts*, ein längeres Interview über jüdisches Leben in Deutschland im Allgemeinen und die Rolle des Zentralrates im Besonderen. Schuster erinnerte daran, was die primäre Aufgabe des Zentralrates im Jahr 1950 war, nämlich: «Den nach der Befreiung aus den Konzentrationslagern in Deutschland gestrandeten Jüdinnen und Juden zu helfen und sie auf die Ausreise nach Israel oder nach Übersee vorzubereiten.» Noch in den siebziger Jahren wurde man «als in Deutschland lebender Jude» im Ausland «kritisch beäugt» und gefragt, «wie man im Land der Täter leben könne».



Inzwischen sei die Situation «eine vollkommen andere», «auch in internationalen jüdischen Gremien wird jüdisches Leben in Deutschland als absolut selbstverständlich angesehen, kritische Anmerkungen gibt es heute nicht mehr». Zwar gebe es immer noch Antisemitismus in Deutschland, allerdings sei das «keine ganz neue Erscheinung», neu sei nur, «dass sich immer mehr Menschen trauen, die Dinge auszusprechen, die sie bisher nur gedacht haben». Andererseits wurden «die Sicherheitsmassnahmen für jüdische Einrichtungen fast überall in Deutschland deutlich verbessert», was «ein neues Gefühl der Sicherheit geschaffen» habe. Deswegen sei «Auswanderung nicht wirklich ein Thema».

Man muss das Interview mit dem Präsidenten des Zentralrates der Juden gelesen haben, um zu begreifen, wie tief der Abgrund an Selbstverleugnung ist, in dem der Zentralrat zu Hause ist. Schuster spricht nur über «rechten» Antisemitismus, über AfD-Funktionäre, deren Aussagen «wie ein Katalysator für den Antisemitismus» wirken, und wie aus «Worten letztlich Taten werden». Den linken Antisemitismus, der sich als Antizionismus und «Israelkritik» verkleidet, erwähnt er mit keinem Wort, auch der islamische Judenhass bereitet ihm kein Unbehagen. Das ist keine Frage der selektiven Wahrnehmung. Es ist das, was die Bundesregierung vom Zentralrat erwartet, dessen Arbeit sie mit 13 Millionen Euro jährlich finanziert. So kann man auch «stranden» und sich dabei gut fühlen.



Thiel

Globalisierung

Von *Andreas Thiel*

Journalist: Wie schätzen Sie die gegenwärtige weltpolitische Lage ein? Haben wir es mit der Globalisierung übertrieben?

Prof. Dr. Hefezopf: «Globalisierung» heisst wörtlich «Verkuglung». Sie fragen mich, ob wir die Welt zu rund gemacht haben. Diese Frage macht nur Sinn, wenn Sie davon ausgehen, dass die Welt vorher eckig war. Denn ein Globus ist per se global. Wenn Sie die Globalisierung von Globen anprangern, können Sie sich geradeso gut über die Verwürfelung des Würfels ärgern. Aber Sie würden natürlich von einer Hexaedrisierung sprechen.

Journalist: Wieso?

Prof. Dr. Hefezopf: Gehen Sie mal in ein Spielcasino und rufen Sie: «Vorsicht! Die Würfel sind hexaedrisiert!» Das heisst nichts Weiteres, als dass die Würfel würfelförmig sind. Aber alle werden denken, mit den Würfeln stimme etwas nicht. Das ist der Effekt, den Sie erzielen, wenn Sie die Globalisierung unserer Welt anprangern. Alle stellen sich etwas Furchtbares darunter vor, obwohl Sie lediglich ausgesagt haben, dass der Planet rund sei. Würden Sie wenigstens eine Verfünfeklung der Welt anprangern, wären Sie ein origineller Verschwörungstheoretiker. Aber mit der Globalisierung einer Kugel können Sie höchstens als Alleinunterhalter an einem Physikerkongress auftreten.

Journalist: Wieso sollte ich eine Verfünfeklung der Welt anprangern?

Prof. Dr. Hefezopf: Sie würden natürlich von der Dodekaedrisierung sprechen. Da kann sich jeder darunter vorstellen, was er will.

Journalist: Ich habe noch nie einen Politologen so reden hören.

Prof. Dr. Hefezopf: Ich bin nicht Politologe, sondern Linguist.

Journalist: Was hat Linguistik mit Politik zu tun?

Prof. Dr. Hefezopf: Gehen Sie nach Ägypten und verkünden Sie: «Die Tetraedisierung der Pyramiden ist ein Skandal!» Was denken Sie, wie lange es dauert, bis der erste Archäologe gesteinigt wird?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Man weiss nichts Genaues, aber man beachtet jeden Floh, der was zu husten hat.» *Isabella Wälte*

Totalversagen

Nr. 28 – «Der Aufstand»;
Editorial von Roger Köppel

Ich habe Trumps Rede live gehört und fand sie nicht sonderlich berauschend. Es war die Rede eines unfähigen Leaders, der mit heuchlerischen Worten Eindruck schinden wollte, jedoch damit kläglich scheiterte. Von einer Neulancierung des Wahlkampfes kann da keine Rede sein. Es ist das totale Versagen eines Präsidenten, der das Land spaltet, statt es zu vereinen; der Hass und Missgunst schürt, statt endlich einzusehen, dass es so nicht weitergehen kann. Kein Wort der Wertschätzung für die vielen Amerikaner, die bisher der Pandemie unschuldig zum Opfer gefallen sind, weil ihr Präsident sich zu wenig für sie einsetzte. Ein guter Leader wäre in der Lage gewesen, mit raschem Eingreifen zahlreiche Leben zu retten, indem er frühzeitig gehandelt hätte, statt dumme Sprüche zu klopfen. Trump ist ein Clown und eine Lachnummer. Sogar einige Republikaner scheinen dies inzwischen realisiert zu haben, was als Wunder bezeichnet werden muss.

Rolf Bechter, Widen

Wunderbare Tiere

Nr. 27 – «Ehrenrettung des Schafs»;
Plädoyer von Veronika Straass

Besser hätte man das Verhalten dieser Tiere nicht beschreiben können. Ich weiss, wovon ich rede. Ich verbrachte während meiner Schulzeit jeden Sommer mit meinem Vater auf der Alp Lumpegna bei Disentis. Wir betreuten zirka 600 Schafe. Zu dieser Zeit hatten diese wunderbaren Tiere noch ein Herrenleben! Weit und breit keine Wölfe! Es ist ein Jammer, wenn man heute laufend Berichte von gerissenen Schafen lesen muss. Wölfe haben bei uns keinen Platz.

Alfons Duff, Uster

Links-rechts-Schema

Nr. 28 – «Trojanisches Pferd von Linksaussen»;
Buck Sexton über die Wahlen in den USA

Das Links-rechts-Schema führt im internationalen Vergleich in die Irre. Die FDP und die CVP sind in der Schweiz in etwa gleich links aufgestellt wie in den USA die Demokraten. Ebenso ist die SP links nicht positioniert wie in Deutschland die SPD, sondern so wie Die Linke. Wenn wir also diese Parteien wählen sollen, dann dürfen die Amis auch die Demokraten wählen. *Jörg Selg, Rombach*



Ewige Opferrolle.

Subjekte ihres eigenen Schicksals

Nr. 28 – «Rituale der Selbstreinigung»;
Kolumne von Hans Ulrich Gumbrecht

Die Politiker unter Druck setzen – wofür? Neue Gesetze? Eine neue Gesellschaft – das hatten wir doch schon. Strukturelle Veränderung – wohin? Wie soll denn diese existenziell greifbare Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der schwarzen Bevölkerung erreicht werden? Durch noch mehr affirmative action? Es gibt mittlerweile genügend schwarze Intellektuelle, welche die Rolle der Schwarzen als Objekte der weissen Machtspiele – damals als Sklavenhalter und jetzt als Retter – durchschaut haben (S. Steele, T. Sowell, C. Owens). Sie haben sehr wohl Ideen zu offerieren, wie die Lage der Schwarzen verbessert werden könnte. Man könnte einfach damit anfangen, sie mehr als Subjekte ihres eigenen Schicksals als nur als Opfer wahrzunehmen. *Markus Egli, Eschenbach*

Nichtbeachtung ist befreiend

Nr. 29 – «Coronas Zeugen»;
Beda M. Stadler über Covid-19

Alles, was ich beachte, verstärkt sich, Nichtbeachtung ist befreiend, so ist es auch bei Covid-19. Man weiss nichts Genaues, aber man beachtet jeden Floh, der was zu husten hat. Einfach mal vierzehn Tage nichts veröffentlichen auf der ganzen Welt, und ich bin fast sicher, wir können alles lockern und wieder normal leben, weil keiner mehr den gan-

zen Tag an Corona denkt und darüber spricht.
Isabella Wälte, Oberengstringen

Corona, die Zeit der ängstlichen, griesgrämigen Miesmacher. Jetzt fühlen diejenigen sich pudelwohl, die alles, was Lebensfreude bereitet, einschränken und verbieten können. Und immer getarnt unter dem scheinheiligen Vorwand, all die Lebens-Einschränkungen unbedingt vornehmen zu müssen. Gesundheit heisst diesmal der Vorwand! Aber wollen wir denn wirklich alle hundert Jahre alt werden?!

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel SG

Nach ein paar Corona-Monaten wissen wir also, auf welch dünnem Häutchen wir bei der heutigen globalen Interdependenz und unserer übersteuerten Anspruchshaltung sitzen und welch kleine Laune der Natur oder menschliche Entgleisung genügt, unser System kollabieren zu lassen. Das macht Angst.
Urs von Schroeder, Schaffhausen

Weltspitze

Nr. 28 – «Hilflose Kantone»;
Hubert Mooser über die Corona-Politik

Mit vielem, was Mooser zum Gestaltungsspielraum der Kantone im Zusammenhang der Corona-Krise schreibt, bin ich einverstanden. Das Beispiel mit den laufenden Bergbahnen in Obwalden und den stillgelegten in Graubünden spricht nicht gegen die kantonale Entscheidungshoheit. Der wissenschaftliche Beirat des Bundesrates, mit offenbar sechzig Mitgliedern, hätte den Kantonen nur beibringen müssen, dass die Mobilität der Hauptgrund für die Verbreitung von Sars-CoV-2 ist. Somit wäre klar gewesen, dass alle touristischen Unternehmungen die Aktivitäten hätten einstellen müssen. Die Task-Force des Bundesrates hat aber leider keine wissenschaftliche Expertise von Belang zutage gebracht. Wir haben in der Schweiz letzten Endes ganz einfach das gemacht, was alle, mit Ausnahme von Schweden, für richtig hielten. Kurz gesagt, unsere politisch-wissenschaftliche Kompetenz unterscheidet sich kaum vom Rest der Welt. In Anbetracht der resultierenden und kaum stichhaltig begründeten Kosten gehören wir hingegen zur Weltspitze! *Franz-Xaver Spörri, Zell ZH*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Was ist mit der Jugend los? Alle schwimmen auf der Welle des Klimawahnsinns. Bei etwaigen politischen Themen halte ich mich mit Gegenargumenten zurück. Die Engstirnigkeit, Gutgläubigkeit und Navität der Jugend haben in Deutschland ein schockierendes Ausmass angenommen. Wie wirke ich dieser Fehlentwicklung meiner sozialen Kontakte am besten entgegen? Wie bringe ich sie dazu, nicht jeder Boulevard-Schlagzeile Glauben zu schenken? *Enzo Feist*

Ich habe Verständnis für Ihre Sorgen. Das gilt für alle Dinge, die ein Hype sind, bei Dingen, denen alle irrational nachspringen. Und diese können noch so falsch sein, man kann sie kaum widerlegen, weil die Denkweise dieser Vertreter rationalen Argumenten schwer oder nicht zugänglich ist. Das war so beim Waldsterben, das ist bei verschiedenen Weltuntergangstheorien so. Und jetzt eben auch bei der «Welle des Klimawahnsinns», wie Sie schreiben. Die Schwierigkeit liegt darin, dass wohl alle für ein gesundes Klima eintreten und

allen gesundes Wasser, gesunde Luft, gesunder Boden am Herzen liegen. Die Gefahr ist, dass, wenn man diesen übersteigerten Klimaaktivitäten entgegentritt oder vor deren Schädlichkeit warnt, man dann automatisch sofort in die Ecke der Umweltbeschmutzer und Klimaleugner eingereiht wird.

Das ist immer so, wenn man gegen eine Modeströmung Vorbehalte hat. Ich finde aber, man müsste trotzdem Gegensteuer geben. Den Schutz des Klimas ernst nehmen, aber die Gefährlichkeit des «Klimawahnsinns» betonen. Mit der Zeit wird

«Lass die Leute reden,
morgen rennt wieder eine
andere Sau durchs Dorf.»

die Vernunft einkehren. Alle diese Strömungen der vergangenen Jahre, die uns den Abgrund versprochen haben, wie eben zum Beispiel das Waldsterben, das Ozonloch und Weiteres mehr, sind nur durch vernünftige Massnahmen wieder verschwunden. Wie sagt der Bauer: «Lass die Leute reden, morgen rennt wieder eine andere Sau durchs Dorf.»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.
Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

«Lebenslust
kennt kein
Verfalldatum.»

Markus Leibundgut
CEO Schweiz
zum selbstbestimmten Leben

Zürcher Herzgeschichten

Die Universität Zürich hat den Chef-Kardiologen Frank Ruschitzka bei dessen Publikationsskandal mit Samthandschuhen angefasst. Der Herzchirurg Francesco Maisano wurde vom Universitätsspital wegen weit geringeren Fehlern beurlaubt. Die Behörden messen mit unterschiedlichen Ellen. *Von Christoph Mörgele*

Letzten Donnerstag erschien der *Weltwoche*-Beitrag über den Wissenschaftsskandal des Kardiologie-Professors Frank Ruschitzka («Tumult an der Herzklinik», Nr. 29/20). Darauf fragten die Redaktionen von *Tages-Anzeiger*, *NZZ*, *SRF* und *Medinfo* bei der Universität Zürich nach, was genau diese in der Affäre Ruschitzka unternommen habe. Jetzt erst sah sich die Uni Zürich veranlasst, den Stand ihrer Ermittlungen im Fall Frank Ruschitzka zu kommunizieren. Ende Juni sei eine «Voruntersuchung» durch «eine unabhängige Vertrauensperson» betreffend Verdacht auf wissenschaftliche «Unlauterbarkeit» (!) eingeleitet worden, liess die Medienstelle verlauten. Dies ist in verschiedener Hinsicht seltsam. Denn die universitäre «Weisung zum Verfahren beim Verdacht der Unlauterkeit in der Wissenschaft» sieht weder eine Einzelnomination noch eine Voruntersuchung vor. Und schon gar keine Unabhängigkeit der Vertrauenspersonen, werden diese doch weisungsgemäss im Doppel aus dem Kreis der Fakultät gewählt.

«Monumentaler Betrug»

Frank Ruschitzka, Co-Autor eines mittlerweile zurückgezogenen Wissenschaftsartikels, wird von seiner Universität lediglich ermahnt, in Zukunft bei Publikationen «sorgfältiger zu verfahren». Als «Strafe» muss er dreissig Stunden Gratisarbeit für ein Uni-Kompetenzzentrum leisten. Zum Vergleich: Ruschitzkas Mitautor, der indisch-amerikanische Herzchirurg Amit Patel, wurde an der Universität von Utah umgehend entlassen. Die Uni Zürich meint zur *Weltwoche*, sie habe «ihre Entscheidung auf Basis der von ihr durchgeführten Voruntersuchung und unabhängig von eventuellen Schritten anderer Universitäten» getroffen.

Der Zürcher Chef-Kardiologe Ruschitzka gehört zu den vier Autoren eines Artikels in der angesehenen britischen Zeitschrift *The Lancet*, den der Chefherausgeber mittlerweile als «monumentalen Betrug» bezeichnet. Kurz nach dem Erscheinen vom 22. Mai musste das führende medizinische Organ Ruschitzkas Beitrag gegen das Medikament Hydroxychloroquin als Covid-19-Heilmittel widerrufen, weil die dazu erhobenen Daten auf Fantazahlen beruhten. Dabei hatten die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und manche Staaten die Empfehlung und Anwendung von Hydroxychloroquin aufgrund dieser Veröffentlichung sofort gestoppt.

Ungemach ereilt Frank Ruschitzka auch durch eine weitere Publikation. Er tritt dabei

als Erstautor zum Thema Mitralinsuffizienz auf, neben Covid-19 ein weiteres Gebiet, auf dem er sich bislang in keiner Weise hervorgetan hat. Das *European Heart Journal* musste das Manuskript zurücksenden, da verschiedene von Ruschitzka angegebene Mitautoren es gar noch nicht gesehen hatten. Die revidierte Version wird gegenwärtig vom Management Committee der Europäischen Gesellschaft für Kardiologie aus unbekanntenen Gründen zurückgehalten. Bei der Wahl im Juni für einen Sitz im Vorstand der Europäischen Gesellschaft für Kardiologie bewarb sich auch Ruschitzka, fiel aber – auf dem Höhepunkt seines Publikationsskandals – deutlich durch.

Die zügige, butterweiche Erledigung des von Frank Ruschitzka mitverschuldeten weltweiten Skandals steht in auffälligem Kontrast zur obrigkeitlichen Behandlung von Ruschitzkas Kollegen am Zürcher Herzzentrum, dem Chirurgen Francesco Maisano. Dieser wurde aufgrund weit geringfügigerer Vorkommnisse beurlaubt und durch einen interimistisch tätigen Klinikchef ersetzt. Dabei hat das Universitätsspital Zürich seinen Direktor der Klinik für Herzchirurgie noch im Januar öffentlich als «weltweit anerkannten Experten für Mitralklappen» angepriesen. Das renommierte Ran-

Ohne Maisano dürfte die internationale Reputation des Zürcher Herzzentrums leiden.

king-Institut Expertscape hatte Francesco Maisano nach mehreren tausend erfolgreichen Eingriffen an der Mitralklappe nämlich die Auszeichnung «World Top Expert» verliehen. Er nimmt damit den Rang 1 von mehr als 29 000 Experten auf diesem Gebiet ein.

Ende Mai schickte der Spitalrat Maisano in den Zwangsurlaub. Grund dafür bildeten Berichte von Tamedia, gemäss denen Maisano in wissenschaftlichen Studien Eingriffe trotz Komplikationen als erfolgreich dargestellt habe. Auch habe er Interessenkonflikte nicht offengelegt bei Implantaten von Firmen, an denen er beteiligt sei. Das von der Universität sofort angekündigte Untersuchungsverfahren verläuft sonderbar schleppend. Noch immer hat sie das «unabhängige Gremium» nicht endgültig zusammengestellt. Auch hat die Spitaldirektion den Untersuchungsbericht der von ihr beauftragten Anwaltskanzlei Walder Wyss AG als Element der

laufenden Untersuchung im Wortlaut veröffentlicht, bevor Maisano dazu Stellung nehmen konnte.

Doch auch die Anwälte von Walder Wyss fanden keine Anhaltspunkte zu den Hauptvorwürfen gegen Maisano. So verwendete er nicht aus Eigeninteresse – unabhängig von der Diagnose – Implantate (*devices*) von Firmen, an denen er selber beteiligt ist. Es fanden sich auch keine Hinweise auf «unsachgemässe Handlungen» oder eine «Gefährdung von Patienten». Auch «bewusst beschönigende» Darstellungen von Testergebnissen liessen sich nicht belegen. Insgesamt entdeckten die Juristen «keine Hinweise auf ein strafbares Verhalten» durch Francesco Maisano.

Dies alles aber hatten Tamedia-Blätter wie *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung*, *Basler Zeitung*, *Bund*, *Landbote* und manche Zürcher Landzeitungen dem Herzchirurgen flächendeckend und in aggressiver Form vorgeworfen. Als einzige Quelle diente ihnen der «Whistleblower» André Plass, der auch die Zürcher Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli, Bundesrat Alain Berset und Daniel Koch vom Bundesamt für Gesundheit bediente und damit massiv zur Eskalation beitrug. Plass war von der Spitaldirektion als Leitender Arzt der Herzchirurgie entlassen worden. Doch der mediale Druck von Tamedia genügte, dass er an seine frühere Stelle zurückkehren durfte. Wichtige Mitarbeiter der Herzchirurgie äuserten gegenüber der Spitaldirektion, aber auch in sozialen Medien scharfe Kritik an der Rückkehr des umstrittenen «Kollegen».

Der Standort steht auf dem Spiel

Im Zusammenhang mit der Beurlaubung von Francesco Maisano stellen sich Fragen zum Verhalten des Direktors des Herzzentrums, Frank Ruschitzka. Dieser verteidigte Maisano nämlich mit keinem Wort und hat zusammen mit dem «Whistleblower» André Plass 2010 die Medizinalfirma *Cardioentis AG* gegründet. Der Präsident des Universitätsspitalrates, der ehemalige Zürcher Stadtrat Martin Waser, leidet an einer bestimmten Herzkrankheit und wurde über Jahre vom darauf spezialisierten Leitenden Arzt Professor Firat Duru behandelt. Doch mittlerweile hat Klinikdirektor Frank Ruschitzka Waser in seine persönliche Sprechstunde übernommen. Medizinische Gründe können diese Übernahme des prominenten Patienten und obersten Vorgesetzten nicht erklären, weil



«Keine Hinweise auf ein strafbares Verhalten»: ausgesperrter Klappenpionier Maisano.

Wasers Leiden nicht Ruschitzkas Spezialgebiet betrifft. Mit Malcom Kohler, Direktor der Klinik für Pneumologie, frönt Spitalratspräsident Martin Waser privat dem Hobby des Tauchens. Kohler möchte sich darüber nicht äussern und verweigert auch die Aussage, ob er mit Waser befreundet sei. Dies wäre insofern von Belang, als Malcom Kohler als Leiter des Medizinbereichs Herz-Gefäss-Thorax den Professoren Francesco Maisano und Frank Ruschitzka bereichsmässig vor-

gesetzt ist und Waser dem Urteil Kohlers erhöhtes Vertrauen entgegenbringen könnte.

Es stellt sich jedenfalls die Frage, ob Spitalratspräsident Martin Waser bei sämtlichen Entscheidungen bezüglich Herzzentrum nicht schon allein als Patient gegenüber seinen Vertrauensärzten in hohem Mass befangen ist. Waser hätte in sämtlichen diesbezüglichen Entscheiden in den Ausstand treten müssen. Doch der für das Nebenamt mit 139 000 Franken entschädigte Sozialdemokrat hat sich in der gegenwärtig

grössten Krise des Zürcher Universitätsspitals für fünf Wochen in die Sommerferien verabschiedet.

Die Tamedia-Blätter mit ihrem Flaggschiff *Tages-Anzeiger* haben in ihrer Berichterstattung über den Herzchirurgen Francesco Maisano schwere Vorwürfe erhoben. Professor Maisano setzt sich mittlerweile mit einer umfangreichen Stellungnahme zur Wehr. Er habe seinen Patienten nie geschadet, sie jederzeit bestmöglich behandelt und keine Komplikationen verheimlicht. Auch habe er seine persönlichen Interessen nicht über das Wohl der Patienten gestellt, seine wissenschaftlichen Publikationen weder ausgeschmückt noch seine finanziellen Interessen gegenüber der Öffentlichkeit und den Pati-

«Den Anspruch, wir seien die Weltbesten, können wir jetzt einmal zur Seite legen.»

enten verheimlicht. Obwohl es bis heute keine Vorschrift gibt, Beteiligungen an Gesellschaften zu melden, will Maisano künftig die Angabe der Interessenbindungen und administrative Abläufe in der Klinik verbessern.

Der Italiener Francesco Maisano war den Tamedia-Berichten schutzlos ausgeliefert. Andere Medien übernahmen die Anschuldigungen ungeprüft. Weder die Universität Zürich noch der Spitalrat oder die Direktion des Universitätsspitals und schon gar nicht Frank Ruschitzka als Direktor des Herzzentrums leisteten genügend Unterstützung. Je länger Maisano aber beurlaubt bleibt, desto geringer erscheint die Möglichkeit, dass er als Klinikdirektor zurückkehren kann. Sollte ihm die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit dauernd verwehrt bleiben, dürfte die internationale Reputation des Zürcher Herzzentrums leiden. Diese ist durch die Publikationsaffäre des Kardiologie-Chefs Ruschitzka ohnehin schon schwer angeschlagen. Zusammen mit Ludwig von Segesser aus Lausanne gilt Francesco Maisano in der Schweizer Herzchirurgie als innovativster Vertreter seines Fachs. Als Pionier der Mitralklappen betätigt er sich nämlich auf dem gegenwärtig zukunftsträchtigsten Gebiet seiner Spezialdisziplin.

Der interimistisch als Chef der Zürcher Herzchirurgie tätige Paul Vogt wurde vom Spitalrat ohne eigentliches akademisches Auswahlverfahren in einer Blitzaktion berufen. Vogt rechnet zumindest mit einem längeren Wirken und hat sich dazu die entsprechenden Kompetenzen geben lassen. Der Interimisdirektor verkündet selbstbewusst: «Ich gehe von ein paar Monaten aus, in denen ich aufräumen kann.» Paul Vogt gibt weiter zu bedenken: «Den Anspruch, wir seien die Weltbesten, können wir jetzt einmal zur Seite legen.» Solange das Universitätsspital Francesco Maisano aussperrt, trifft diese Diagnose zweifellos ins Schwarze. ○

Tinkerbells Bauchlandung

Sie galt als schärfste Waffe der EU gegen amerikanische Tech-Firmen. Nun ist Margrethe Vestager, Brüssels Kommissarin für den Wettbewerb, gestrauchelt. Keinen Moment zu früh. Von Wolfgang Koydl

Vielleicht liegt es an der Sprache, dass die Wettbewerbskommissarin der Europäischen Union so wenig vom Wettbewerb versteht. Denn das Dänische, Margrethe Vestagers Muttersprache, kennt keinen Unterschied zwischen einem Konkurrenten, einem Rivalen und einem friedlichen Wettbewerber – alle sind *konkurrenter*, quasi ein Feindbild. Und Feind ist jeder, der in das Revier der 52-jährigen Dänin mit dem eisgrauen Kurzhaarschnitt eindringt, die seit mittlerweile sechs Jahren in der EU-Kommission für den Wettbewerb zuständig ist.

Eigentlich ist der Wettbewerbskommissar ein Schiedsrichter, der darauf achtet, dass Firmen innerhalb und ausserhalb der Union die Spielregeln einhalten. Vor allem soll er verhindern, dass durch den Zusammenschluss marktführender Unternehmen Kartelle entstehen.

Doch Vestager sieht sich weniger als eine Unparteiische und agiert eher wie ein Kampfhund, der mit gefletschten Zähnen jeden attackiert, der in sein Revier einzudringen versucht. Der Ökonom nennt diesen Reflex Protektionismus – und der ist eher das Gegenteil von Wettbewerb.

Trump nennt sie *tax lady*

Vestager attackiert mit Vorliebe marktführende Unternehmen, die sie verdächtigt, zum Nachteil der Verbraucher die Auswahl zu verkleinern und die Preise zu erhöhen. Doch sie verschliesst die Augen vor der Tatsache, dass grosse Unternehmen mehr Innovationen riskieren können und obendrein Konkurrenz anziehen, anstatt sie zu verhindern.

Fast immer sind es amerikanische Firmen, in die sich die Pastorentochter aus der dänischen Provinz verbeisst: Apple, McDonalds, Mastercard, Google, Facebook – ein wahres Who's who von Corporate America. An chinesische Grossunternehmen hingegen hat sie sich bislang nicht herangetraut, und eine Überprüfung des russischen Gaskonzerns Gazprom endete mit einem freundschaftlichen Vergleich.

Obwohl sie den Vorwurf des Anti-Amerikanismus entschieden zurückweist, scheint Vestager ihr Europäertum gleichwohl ideologisch aufzuladen. Nach einer Dienstreise nach Washington atmete sie auf dem Rückflug

tief durch und seufzte, dass sie sich nie europäischer gefühlt habe als in den vergangenen Tagen. Die Animosität beruht auf Gegenseitigkeit: Donald Trump nennt sie «that tax lady» – diese Steuer-Lady.

Über fünfzehn Milliarden Euro hat Vestager in ihrer ersten Amtszeit an Kartellstrafen von internationalen Unternehmen einge-

gezwungen hätte, der Republik Irland dreizehn Milliarden Euro an Steuern zurückzuzahlen, die die Regierung in Dublin dem IT-Unternehmen mit einem speziell niedrigen Steuersatz quasi geschenkt habe.

Es ist mehr als ein einzelner Rückschlag, denn das Urteil erschüttert Vestagers gesamte Strategie gegen amerikanische Digitalkonzerne. Eigentlich wollte die Kommission demnächst Regeln vorlegen, um die Marktmacht von Google und Amazon einzuschränken. Das dürfte nun nicht mehr so einfach sein, wie man es sich im Brüsseler Berlaymont-Gebäude gedacht hatte. Ausserdem hat das Gericht das Recht der EU-Mitgliedsstaaten festgeschrieben, mit kompetitiven Steuersätzen Unternehmen ins Land zu locken. Mit anderen Worten: Europas Richter haben für den Wettbewerb eine Lanze gebrochen – nicht Europas Wettbewerbskommissarin.

Im Schatten von der Leyens

Es ist nicht der erste Rückschlag, den Vestager, die ehemalige Überfliegerin, einstecken muss. Zunächst noch – völlig illusorisch – von verblendeten Medien als mögliche Kommissionspräsidentin gehandelt, wurde sie mit dem Posten einer Vizepräsidentin abgespeist. Seitdem steht sie im Schatten Ursula von der Leyens – eine völlig neue Rolle für die Dänin, die seit ihrem Eintritt in die dänische Politik vor fast dreissig Jahren immer im Scheinwerferlicht stand.

Von der Leyen macht ihr nicht nur die weibliche Hauptrolle streitig. Unter ihrer Führung – und unter dem Einfluss Berlins – ist die Kommission deutlich unternehmensfreundlicher geworden. Schon im Dezember zwang die Deutsche ihre Vizepräsidentin, das Verbot einer Fusion der Zugsparten von Siemens und Alstom zurückzuziehen. Der deutsch-französische Zusammenschluss würde ein Bahnunternehmen schaffen, das es mit der internationalen, zumal der chinesischen, Konkurrenz aufnehmen kann.

Vielleicht versteht von der Leyen schon aus familiären Gründen mehr von Wettbewerb als Vestager. Ihr Vater, Ernst Albrecht, arbeitete in Brüssel als Generaldirektor für die EWG. Sein Zuständigkeitsbereich: der Wettbewerb. ○



Höhere Preise: Politikerin Vestager.

sammelt – fast doppelt so viel wie ihr Vorgänger. Kein Unternehmen war zu gross, um nicht in ihr Fadenkreuz zu geraten. Sie liebte die grosse Bühne, und der Beifall aus dem Parkett war ihr immer sicher. In Jean-Claude Junckers Kommission war sie die bekannteste und populärste Kommissarin. Perfekt verkörperte sie das Bild von David und Goliath: hier die vorwitzige Fee Tinkerbelle aus dem kleinen Speck- und Käsestaat Dänemark, da der brutale Captain Hook aus dem bösen Amerika.

Doch nun hat der Piratenkäpt'n die Stechmücke abgewehrt. Der zweithöchste Gerichtshof der Europäischen Union hob Vestagers Entscheidung auf, der den US-Konzern Apple

Der Funke will nicht springen

Vor einem Monat startete die Swiss-Covid-App. Trotz teurer Werbekampagne des Bundes und Push-Nachrichten von Swisscom & Co. bleibt die Nutzerzahl unter den Erwartungen. Der Wert für die Pandemie-Bekämpfung ist bescheiden. *Von Florian Schwab*

Es gibt derzeit wohl keinen langweiligeren Job, als das Corona-Telefon des Bundesamts für Gesundheit (BAG) zu bedienen. Zusammen mit der öffentlichen Einführung der Swiss-Covid-App vor einem Monat richtete das BAG diese Hotline ein. Da kann man Rat suchen, wenn man per App darüber informiert wird, dass das eigene Smartphone länger als fünfzehn Minuten in der Nähe des Handys eines Infizierten war. Ende letzter Woche gab ein BAG-Experte an, es hätten sich lediglich zwölf der Gewarnten bei der Hotline des Bundes gemeldet, wie es die App in solchen Fällen empfiehlt. Das entspricht gut drei Anrufen pro Woche. Nach negativen Medienberichten korrigierte das BAG die angegebene Zahl der Hotline-Anrufe später auf 85.

Auch bei der Zahl der Anwender bleibt das Projekt weit hinter den Erwartungen zurück. In der Entwicklungsphase wurde die These vertreten, 60 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer müssten die App auf ihrem Smartphone laufen lassen, damit sie einen epidemiologischen Zusatznutzen bewirke. Ende April führte das Meinungsforschungsinstitut Sotomo eine Umfrage im Auftrag des BAG durch, gemäss der 59 Prozent der Schweizer die App nutzen wollten. Tatsächlich aber nutzt momentan nicht einmal jeder achte die Applikation: Nach einem vielversprechenden Start verharrt die Nutzerzahl seit vielen Tagen bei unter einer Million. Zuletzt ist die Tendenz sogar weiter sinkend. Auch in Umfragen geben immer weniger Schweizer an, dass sie die App auf ihrem Handy laufen lassen.

Euphorischer Start

Dementsprechend gering ist deren Wert für die Corona-Bekämpfung. Zwischen dem Start der App am 25. Juni und dem 18. Juli wurden total 2109 Personen positiv auf Covid-19 getestet. Von diesen gaben aber lediglich etwa 150 eine Warnmeldung über die Applikation weiter. Angesichts der Entwicklungskosten von total 1,8 Millionen Franken macht das bislang rund 12 000 Franken pro eingegebenen Warn-Code.

Dabei war das Projekt geradezu euphorisch gestartet. Es erfülle ihn «mit Stolz, dass die Grundphilosophie, die in der Schweiz allgemein und an unseren Universitäten im Speziellen gelebt wird, die ganze Welt inspiriert», sagte der grünliberale Nationalrat Jörg Mäder in der Parlamentsdebatte zur Applikation. Er gab damit seiner Freude darüber Ausdruck, dass



Fragwürdiges Masterpiece.

Google und Apple den von ETH-Forschern mitentwickelten Funktionsmechanismus in ihre Betriebssysteme integriert haben. Die App sei «nahe an einem Masterpiece», ergänzte BDP-Mann Lorenz Hess. Am Schluss nahm der Nationalrat die Gesetzesänderung zur Nutzung der Swiss-Covid-App mit 156 gegen 22 Stimmen an, der Ständerat sogar mit 43 zu 1.

Woran liegt es, dass der Begeisterungsfunke nicht so richtig auf die Bevölkerung überspringt? Fehlende Bekanntheit kann es nicht sein. In einer kollektiven Begeisterungsaktion halfen alle mit, die frohe Botschaft zu verkünden. Wichtige Leitmedien schubsten ihre Leser in Richtung Download: «Wir sollten die Tracing-App herunterladen», titelte der *Tages-Anzeiger* zum Start. Es sei «die moralisch richtige Entscheidung». Auch die *NZZ* war ganz begeistert: «So verwenden Sie Swiss Covid», lud sie ihre Leser zum Mitmachen ein und lobte vorausseilend deren «aussergewöhnliche Erfolgsgeschichte». Wohl kaum ein Informatikprojekt des Bundes ist mit so vielen medialen Vorhusslorbeeren bedacht worden wie die Swiss-Covid-App.

Dazu kommt eine über eine Million Franken teure Werbekampagne des BAG und die Hilfe von Firmen wie Swisscom und der Post. Die Post bot an, ihre Kunden am Schalter auf die App hinzuweisen – ein Angebot, das das BAG zunächst ablehnte. Direkt nach der Lancierung verschickte die Swisscom an ihre Mobilkunden eine Kurznachricht (SMS): «Jetzt downloaden!» Da viele Kunden den Absender der Botschaft

«BAG-Info» als irreführend empfanden, stoppte das BAG die Werbeaktion. Mittlerweile sind allerdings die Hemmungen kleiner geworden. Ende letzter Woche verschickten die grossen Schweizer Netzbetreiber auf Initiative des Bundes erneut massenhaft Werbe-SMS an ihre Handy-Kunden. Der Effekt aber blieb aus.

Enge gesetzliche Grenzen

Eine repräsentative Umfrage von Comparis vom 9. Juli legt nahe, dass die Gründe für den relativen Misserfolg der App eher inhaltlicher Natur sind. So ist es dem Bund nicht gelungen, Bedenken betreffend den Datenschutz und die Wirksamkeit der App zu zerstreuen, wie sie jüngst in der *Weltwoche* von verschiedenen Experten artikuliert wurden («Falscher Alarm», *Weltwoche* Nr. 23/20). Und auch politisch regt sich jetzt Widerstand: Eine Gruppe um den App-Skeptiker und SVP-Nationalrat Jean-Luc Addor will das Referendum gegen das Gesetz zur Corona-App ergreifen, wie am Montag bekannt wurde.

Das Bundesamt für Gesundheit zieht jetzt andere Saiten auf. Es werde mit den Arbeitgebern das Gespräch suchen, damit diese ihre Angestellten zur Installation der App motivierten. Dem sind allerdings enge Grenzen gesetzt. Laut Gesetz darf niemand wegen Nichtnutzung der App benachteiligt werden. Auf das Angebot der Post will das BAG jetzt doch eingehen. In Zukunft wird die Bevölkerung am Postschalter quasi im Einzelverhör mit der App konfrontiert. ○



Träumen von Aufstiegschancen: Haremsszene in einem Gemälde um 1900.

Kaderschmiede Harem

Die Sklavin Anastasia Lisowska heiratete Sultan Suleiman den Prächtigen und stieg zur einflussreichsten Frau des Osmanenreichs auf. Ihren Erfolg verdankte sie dem Harem. Die bis heute anrühige Institution war für zahlreiche Frauen begehrtes Sprungbrett aus dem Elend in die Elite. *Von Pierre Heumann*

Anastasia Lisowska wird zu Beginn des 16. Jahrhunderts als junges Mädchen auf einem Sklavenmarkt unweit ihrer Geburtsstadt Lemberg in der heutigen Ukraine verkauft. Sie landet im Harem von Sultan Suleiman dem Prächtigen in Konstantinopel, dem heutigen Istanbul. Für die Tochter eines orthodoxen Priesters erweist sich der Weg in die Knechtschaft später als Glücksfall.

Die Leibeigene steht am Anfang einer steilen Karriere. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1558 steigt sie am osmanischen Hof von der Sklavin zur gefürchteten und machtbesessenen Powerfrau auf. Als First Lady wird sie Co-Herrscherin über das Osmanische Reich, das damals fünf- bis sechsmal so gross war wie die heutige Türkei. Zum Imperium gehören Anatolien, der Balkan, Mesopotamien, Palästina und Ägypten sowie die Krim.

Bevor die Sklavin Anastasia Lisowska Teil der Elite werden kann, hat sie im Harem eine Vielzahl von Hürden zu überwinden. Als Erstes muss sie ihren Namen ablegen und eine neue Identität annehmen. Sie heisst fortan Hurrem, was auf Persisch so viel wie «die Lachende» be-

deutet. Ihr neuer Name wird ihr an der Brust befestigt – eine Gedächtnisstütze für sie und den Sultan, sollte er später mit ihr zusammen sein.

Der Harem dient hingegen nicht in erster Linie der Befriedigung des Sultans. Das Leben im abgeschlossenen und bewachten Wohnbereich des Palastes, dem Harem, in dem die Frauen, die weiblichen Angehörigen und die unmündigen Kinder des Sultans leben, sei keineswegs so anrühig und ausschweifend gewesen, wie es in Romanen, auf Bildern und in Filmen dargestellt werde, sagt ein türkischer Kurator, der vor einigen Jahren eine Ausstellung über «die Wahrheit des osmanischen Harems» organisierte.

Der Harem ist in erster Linie eine Kaderschmiede, in der die künftige weibliche Elite geschult wird. In der Frauenschule wird den angehenden Führungskräften das Einmaleins des höfischen Lebens beigebracht, damit sie sich eines Tages als Adlige in der Öffentlichkeit zeigen und bewähren können. Im damaligen Europa ist es das erste Seminar, an dem eine grosse Zahl von Frauen systematisch eine breite Ausbildung erhält.

Der Harem der osmanischen Herrscher ist eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Zur Zeit von Hurrem leben dort rund 170 junge Frauen, zudem die Mutter des Sultans und weibliche Verwandte sowie deren Kinder und Diener. Der Harem ist eine mächtige Regierung innerhalb der Regierung und ist ähnlich organisiert wie diejenige des Sultans, was Hurrem einen ersten Einblick ins Machtnetz der Osmanen ermöglicht.

Worauf es ankommt

Ihren späteren Aufstieg an die Spitze des Imperiums verdankt Hurrem nicht nur ihrer Schönheit, ihrem Charme und ihren Verführungskünsten. Diese sind notwendige, aber keine hinreichenden Voraussetzungen für eine Karriere am Hof. Sie bewährt sich zunächst im Lernzentrum für Konkubinen des Harems, wo die meist christlichen Sklavinnen zu Elitefrauen nach osmanischem Muster erzogen werden. Sie erhalten erstens Unterricht im Koran und lernen die islamischen Riten und Traditionen, auf dass sie gute Muslimas werden. Sie hören zweitens Vorträge über die politische Ideo-

logie der Osmanen, die sie fortan loyal zu vertreten haben. Drittens lernen sie schreiben und lesen, und viertens besuchen sie Beauty-Kurse, nehmen Nähstunden oder üben sich im Spielen von Musikinstrumenten. Schliesslich müssen sie auch Türkisch büffeln, die Landessprache ihrer neuen Heimat.

Wer in der Haremschule reüssieren will, braucht einen hohen Intelligenzquotienten. Aber das reicht nicht, um am Hof Erfolg zu haben. Ein gerüttelt Mass an politischer Intuition ist notwendig, um sich durchzusetzen, Intrigen zu trotzen und geschickte Koalitionen einzugehen.

Der Harem hat bei den Osmanen drei Funktionen. Er soll erstens die Sexualität des Sultans regeln. Anders als an den königlichen Höfen in Paris oder London sollte es am Hof von Konstantinopel nicht zu komplizierten Liebesbeziehungen mit adligen Ladys kommen, die in der Öffentlichkeit Peinlichkeiten bescherten und mitunter sogar zu gefährlichen Konflikten führten. Der Beischlaf mit Sklavinnen barg kein Risiko, dass später osmanische Familien die Dominanz der osmanischen Dynastie herausfordern würden.

Fortführung der Dynastie

Die Geliebten des Sultans werden zweitens aufgrund ihrer Gesundheit und ihrer Schönheit ausgewählt. So kann der Sultan seine Lust befriedigen, ohne schädliche Konsequenzen für seinen Herrschaftsanspruch befürchten zu müssen. Drittens geht es im Harem um die Fortführung der Dynastie. Der Sultan soll mit einer möglichst grossen Zahl von Konkubinen ins Bett, um die (männliche) Nachkommenschaft zu sichern. Der fähigste Sohn würde eines Tages sein Erbe antreten.

Die Anfang des 14. Jahrhunderts in Kleinasien gegründete Regionalmacht ist zur Zeit, da Hurrem im Harem ist, so mächtig geworden, dass deren Herrscher nicht mehr auf politische Heiraten mit christlichen oder muslimischen Prinzessinnen angewiesen sind, um ihren Einfluss zu sichern oder zu steigern. Um Neid und Streit unter Erben und deren Müttern auszuschliessen, dürfen die Sklavinnen dem Sultan nur einen Sohn gebären. Sobald dieser geboren ist, hören die sexuellen Beziehungen mit dem Herrscher in der Regel auf. So ist dafür gesorgt, dass jede Frau nur einen Sohn des Sultans unterstützt.

Die slawische Sklavin Hurrem absolviert die Haremschule erfolgreich und sticht viele ihrer Mitschülerinnen aus. Ihre Leistungen fallen einer Kommission auf, die aus Palastfrauen und Eunuchen zusammengesetzt ist, die für den Sultan Gespielinnen auswählen soll. Dass sie in die Kammer des Herrschers befohlen wird, ist ein erster Test. Sie besteht ihn offensichtlich zur Zufriedenheit ihres Herrn, der sie wieder und wieder zu sich bestellt, bis sie von ihm ein Kind erwartet.

Zwischen dem ungleichen Paar entwickelt sich eine mehr oder weniger gleichberechtigte Liebesbeziehung. Der Herrscher bekennt sich sogar zur Monogamie und will nur noch mit Hurrem schlafen. In Konstantinopel munkelt man, sie habe ihn verhext. In Liebesbriefen beschreibt der Sultan seine Gefühle für die Sklavin: «Manchmal behandelst Du mich freundlich, manchmal quälst Du mich. Meine Liebe, was auch immer Deine Stimmung ist, ich werde mich ihr immer anpassen.»



Knechtschaft als Glücksfall: Anastasia Lisowska.



Gefühle für eine Sklavin: Sultan Süleyman I.

Im Jahr 1536 gelingt ihr das Unfassbare: Sie, die Sklavin, überzeugt den Sultan, sie zu heiraten. Fortan ist sie Königin, und sie regieren gemeinsam.

Im #MeToo-Zeitalter ist der Preis für Hurrems Karriere – die Vergewaltigung durch den Monarchen, dessen Imperium sie versklavt hat – völlig inakzeptabel. Aber als Vergleichsmaßstab für moralisch-ethische Urteile ist nur die Stellung der Frau im mittelalterlichen Europa zulässig. Sowohl im weltlichen als auch im kirchlichen Leben hatte sie damals einen niedrigen Status, war rechtlos und ohne Chance, aus ihrer traurigen Existenz auszubrechen. Die Vormachtstellung des Mannes war rechtlich verankert. Ein sozialer Aufstieg war für Frauen unmöglich.

Anders im Harem: Für Sklavinnen, die den Elitkurs erfolgreich absolvieren, gilt das Prinzip der sozialen Mobilität. Wer nach neun Jahren vom Sultan nicht «bemerkt» wird, darf den Palast als freie Frau verlassen und heiraten. Aufgrund ihrer Erziehung und Beziehungen sind die Ex-Haremsdamen gesuchte Bräute, wie ein Zeitgenosse beschreibt: «Wenn ich ihr elegantes Benehmen sehe und ihre Bildung, verstehe ich, weshalb die Paschas es immer vorziehen, eine Frau zu heiraten, die im Palast gedient hat.»

«Süßes Leben in Glanz und Reichtum»

Was Wunder, dass die Mütter im mittelalterlichen Kaukasus von den Aufstiegschancen im Harem träumen. Wenn sie ihre Töchter in den Schlaf wiegen, besingen sie das «süsse Leben in Glanz und Reichtum als Frau des Sultans». So begehrt ist die Existenz am Hof des osmanischen Herrschers, dass sich Mädchen mitunter freiwillig Sklavenhändlern anbieten, um im legendären Palast zu Konstantinopel aufgenommen zu werden.

Die Heirat Hurrems mit Suleiman dem Prächtigen geht ohne den in Paris oder London üblichen Pomp über die Bühne. Auch erhält sie keinen Haushalt mit Hunderten von Männern und Frauen, die ihr zu Diensten stehen. Aber hinter den Mauern des Harems, schreibt Philip Mansel in seiner grossartigen Konstantinopel-Biografie, habe sie mehr politischen Einfluss als die Königin von England. Nie in der Geschichte des osmanischen Herrscherhauses habe es eine Frau gegeben, die eine höhere Autorität gehabt habe, staunt im 16. Jahrhundert ein venezianischer Chronist. Der Sultan berät sich mit ihr über taktische und strategische Fragen. Sie ergreift politische Initiativen: In der Hoffnung, einen Krieg abzuwehren, schreibt sie zum Beispiel dem König von Polen einen Brief und sendet ihm Taschentücher, die sie eigenhändig bestickt hat.

Im Dschungel der osmanischen Politik handelt sie proaktiv – andere würden sagen: aggressiv und brutal. Um sich und ihrem Sohn die Macht zu sichern, zerstört sie zum Beispiel den engsten Freund ihres Mannes, der Ambitionen auf den Top-Job hatte. Er war ebenfalls als Sklave an den Hof gekommen und hatte den Sultan nach seinem Eintreffen im Palast in seinen Bann gezogen.

Bis heute, schreibt Hurrem-Biograf Leslie Peirce, werde die Rolle der Sklavin und Haremsabsolventin in der Geschichte der Osmanen kontrovers beurteilt. Sicher sei aber, dass Hurrem Pionierin für eine aktive Rolle der Frau im Osmanenreich war. Auch wenn die Osmanen das Experiment mit einem Herrscherpaar nie mehr wiederholen sollten.

Literatur

Philip Mansel: *Constantinople. City of the World's Desire, 1453–1924.* Murray. 560 S., Fr. 24.90
 Leslie Peirce: *Empress of the East. How a Slave Girl Became Queen of the Ottoman Empire.* Icon Books. 368 S., Fr. 38.90



Herodot

Echo aus Deutschland

Das Schweizer Radio begleitet das Weltgeschehen zunehmend aus deutscher Sicht. An den Universitäten ist Ähnliches zu beobachten. Das gefährdet die schweizerische Identität.

Die Deutschen sind ebenso tüchtig und intelligent und ebenso gut gebildet wie die Deutschschweizer, aber rund fünfzehnmal zahlreicher. Somit ist es naheliegend, dass es zu jedem Thema weit mehr deutsche Experten gibt als einheimische und dass sich unter ihnen auch mehr Koryphäen und Spezialisten finden. Noch dazu arbeiten sie meist billiger. Konsequenterweise befragt unser mit Zwangsgebühren finanziertes Staatsradio mit Vorliebe deutsche Experten, manchmal Professorinnen an hiesigen oder deutschen Hochschulen, öfter Korrespondenten aus aller Welt, häufig Mitarbeitende deutscher Parteienstiftungen mit stets politisch korrekter, tendenziell linker Geisteshaltung. Meine langjährige Lieblingssendung, das «Echo der Zeit», wurde so zum «Echo aus Deutschland».

Die deutschen Experten sind eloquenter als wir Alemannen, manchmal brillieren sie auch inhaltlich. Oft aber fragt man sich, ob sich südlich des Rheins wirklich niemand gefunden hätte, der dies ebenso gut hätte erklären können, und ob wir Zwangsgebühren entrichten müssen, um uns von Deutschen die Welt und oft genug auch die vermeintlichen Sünden und Fehlleistungen unseres eigenen Staates erklären zu lassen, namentlich im Sozial- und Menschenrechtsbereich. Bei der Abstimmung über die «No Billag»-Initiative wurde uns noch weisgemacht, ohne Staatsgelder gingen spezifisch schweizerische Standpunkte verloren. Nun geschieht dies trotz oder gerade wegen der Zwangsgebühren, mit denen EU-freundliche und politisch korrekte Dauerberieselung finanziert wird.

Es geht nicht darum, dass schweizerische Experten besser wären oder grösseres Wissen hätten. Aber die spezifisch schweizerische Sicht ist geprägt von unserer Erfahrung als Bürger eines seit Jahrhunderten neutralen mehrsprachigen und erföderalistischen, direktdemokrati-

schen und auf ständiger Kompromissuche basierenden Landes. Bürger grösserer Staaten, welche das Weltgeschehen aktiv mitprägen, sehen dieses viel eher durch die spezifische Brille der Interessen ihres Landes als Bürger eines Kleinstaates, der eng mit der Welt verflochten ist, aber seit 500 Jahren keine Machtpolitik betreibt. Zudem sind wir alle geprägt durch unsere Geschichte. Deutsche haben eine andere kulturelle und historische Prägung, die ihre Weltsicht formt, und namentlich eine andere Haltung zur EU und zu den Geschehnissen in EU-Ländern. Die tragische Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert prägt die Sensibilitäten seiner Bürger bis heute und lässt sie Entwicklungen oft anders und kategorischer beurteilen, als wir dies aufgrund unserer historischen Prägung tun.

Die spezifisch schweizerische, oft durch grössere Ausgewogenheit und emotionale Distanz geprägte Interpretation des Weltgeschehens hat denn auch von jeher im Ausland reges Interesse geweckt. Während des Zweiten Weltkrieges hörte man in ganz Europa neben der BBC die «Weltchronik» des Jean Rudolf von Salis. Das «Echo der Zeit» wurde deren Nachfolgesendung. Heute weckt es im Ausland kein Interesse mehr. Ganz anders die NZZ, die sich unter deutschen und österreichischen Intellektuellen und namentlich bei Diplomaten, auch solchen anderer Muttersprache, grosser Beliebtheit erfreut. Immer wieder haben ausländische Kollegen dieses Blatt in höchsten Tönen gelobt. Ein österreichischer Botschafter sagte mir mal, sein Minister lese am Morgen immer als Erstes die NZZ. Deutsche Leser finden es erfrischend, dass die historisch unbelastetere schweizerische Zeitung Themen mit weniger politisch korrekten Scheuklappen angeht als die deutsche Presse.

Es ist nicht nur erfrischend, sondern auch notwendig, sich ab und zu die Weltsicht unserer Nachbarn vor Augen zu führen, auch deren Sicht auf unser Land. Dies sollte bei einem Staatssender aber eine Ausnahme sein

und nicht beinahe die Regel. Auch sollte nicht immer nur die Sicht aus bloss einem grossen Nachbarland zur Geltung kommen, sondern auch diejenige aus anderen Ländern und Weltgegenden.

Dasselbe gilt für unsere Hochschulen, namentlich die Geisteswissenschaften; und hier wiederum besonders für Fächer wie Geschichte und Recht, die stark historisch und kulturell geprägt sind. Wenn Menschen aus einem grossen Nachbarland an manchen dieser Fakultäten heute einen Grossteil oder gar die Mehrheit der Professoren stellen, führt dies über kurz oder lang zu einem Verlust unserer spezifischen Eigenheit und zu einer schleichenden geistigen Gleichschaltung. Man fragt sich, ob dies mit Absicht geschieht, um uns EU-reif zu machen. Spätestens wenn hier lebende deutsche Professoren oder Kulturschaffende schweizerische Veranstalter nötigen, Auftritte anerkannter, aber rechts vom politischen Mainstream stehender Akademiker abzusagen, sollten die Alarmglocken läuten. Maulkörbe für politisch andersdenkende Demokraten sind zutiefst unschweizerisch.

Das Bestreben, die Zuwanderung kontrollieren zu können, hat daher nichts mit Rassismus oder Xenophobie zu tun. Deutsche sind nach meiner Erfahrung ebenso sympathisch wie Schweizer, manchmal auch sympathischer! Es geht nicht darum, dass irgendwelche Ausländer schlechtere Menschen wären als wir oder schlechter arbeiteten, sondern darum, dass wir unsere Identität wahren können, indem wir in unserem Land wieder Frau oder Herr und Meister sind. Fremde Einflüsse haben uns seit je bereichert und tun es weiterhin, aber sie sollten nicht überhandnehmen und unsere Eigenheiten, mit denen wir bisher gut gefahren sind, verdrängen. Auch Gutes und Gesundes kann im Übermass schädlich sein. Man kann darüber streiten, wann dieser Punkt erreicht ist, aber wir sollten ihn auf demokratische Weise selbst bestimmen können und diesen Entscheid nicht gesichtslosen Bürokraten in Brüssel und fremden Regierungschefs überlassen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Schöne neue Armee

Verteidigungsministerin Viola Amherd und die Armeespitze brechen mit der Tradition. Bei der Kampfjet-Abstimmung sind bewährte Führungsgrundsätze plötzlich hinfällig. Dafür defilieren Schweizer Berufsmilitärs vor fremden Staatsoberhäuptern. *Von Erik Ebnetter*

Der Marschbefehl von Luftwaffenchef Bernhard Müller erreichte die Bevölkerung am Wochenende via *Blick*. «Es gibt keinen Plan B. Ein Nein würde die Konzeption der Armee und damit das gesamte Sicherheitskonzept der Schweiz grundsätzlich infrage stellen.»

Das Nein, das Divisionär Müller fürchtet, ist das Veto der Bürger gegen die Beschaffung neuer Kampfjets. Es wäre die Wiederholung des Gripen-Fiascos von 2014. Abgestimmt wird am 27. September. Müllers aufrüttelnde Worte haben einen einzigen Zweck: so viele Armeeunterstützer wie möglich an die Urne zu bewegen.

Aufschlussreich ist das Interview trotzdem. Es zeigt, wie die Armee ihre eigenen Prinzipien vernachlässigt. Als Offizier absolvierte Müller einst deren Führungsausbildung. Eingeebnet wird dort ein «standardisierter und transparenter Denkprozess, um von einer komplexen Problemstellung über Varianten zu einer Lösung mit einem Plan zur Umsetzung zu gelangen», wie es Armeechef Thomas Süssli einmal formulierte.

Das bedeutet, es gibt nie nur eine Variante. Es gibt bessere und schlechtere Varianten und, daraus abgeleitet, bessere und schlechtere Pläne. Auch deshalb bezeichnete Süssli die Führungsausbildung der Armee als «krisenresistent»: weil sie die Absolventen lehrt, sich schnell an sich verändernde Gegebenheiten anzupassen. Scheitert Plan A, muss Plan B her.

Plötzlich sind solche bewährten Regeln ausser Kraft gesetzt. Stattdessen folgt die Armeespitze mit ihrer Alles-oder-nichts-Haltung dem Vorbild von Verteidigungsministerin Viola Amherd. Diese sagte schon Ende Juni: «Wir haben keinen Plan B.» Sogar der *Blick*, der Amherd wohlgesinnt ist, bezeichnete dieses Vorgehen als «grob-fahrlässig».

Ritzen am Kollegialitätsprinzip

Zum ungewöhnlichen Auftritt passt, dass der Bund mit Kampfjet-Pilotin Fanny Chollet auf ein Testimonial im Abstimmungskampf setzt, ähnlich wie ein Unternehmen, das ein Produkt einführt und dafür einen Prominenten als Werbeträger engagiert. Die Kritik von links («PR-Stunt») blieb wirkungslos. Tage-



«Sein oder Nichtsein der Luftwaffe»: Kampfjetpilotin Chollet.

lang war Chollet auf allen Nachrichtenkanälen präsent.

Auch hinter den Kulissen geht Amherd neue Wege. Normalerweise können Komitees ihre Argumente im Abstimmungsbüchlein ohne grössere Auflagen ausbreiten. Diesmal entstand ein längeres Ringen zwischen den Kampfjet-Gegnern und dem Verteidigungsdepartement, wie der *Beobachter* berichtete.

Das Verteidigungsdepartement wollte dem Referendatskomitee verbieten, die Vollkostenrechnung des Rüstungsgeschäfts zu präsentieren. Die sechs Milliarden Franken, von denen Amherd immerzu spricht, betreffen nur den Einkauf. Nach Schätzung der Gegner wird der Betrieb der Jets weitere achtzehn Milliarden Franken kosten. Die Armee rechnet mit zwölf Milliarden Franken. Am Ende setzten sich die Gegner durch. Sie dürfen im Abstimmungsbüchlein die höhere Zahl nennen.

Erfolgreicher war Amherd bei den eigenen Leuten, wie Recherchen von *Weltwoche* und *NZZ am Sonntag* ergaben. So überzeugte sie ihre CVP, in der Sommersession gegen das neue Zivildienstgesetz zu stimmen, obwohl dieses im Interesse der Armee war. Es hätte den Übertritt in den Zivildienst erschwert und die Truppenbestände gesichert. Die CVP hatte das Gesetz zuvor noch unterstützt.

Das Manöver soll Zivildienstbefürworter beim Rüstungsgeschäft gnädig stimmen. Man wolle jede Kontroverse um die Armee vor der kapitalen Abstimmung vermeiden, hiess es aus der Partei. Dass Amherd damit die Position des Bundesrats unterließ und das Kollegialitäts-

prinzip ritzte, wurde als Kollateralschaden akzeptiert. Breitere Kritik blieb aus.

118 Schritte pro Minute

Dieser flexible Umgang mit Interessen und Traditionen der Armee stösst an Grenzen. Auf Antrag von Amherd entschied der Bundesrat, vier Schweizer Unteroffiziere nach Paris zu entsenden. Sie paradierten dort am französischen Nationalfeiertag vom 14. Juli vor Präsident Emmanuel Macron und dessen Gästen, darunter Bundesrat Alain Berset. Es war das erste Mal, dass die Schweizer Armee an einem Defilee im Ausland teilnahm.

Zwei Tage lang übten die Berufsmilitärs, was jeder Rekrut können muss, und gerieten vor der imposanten Kulisse trotzdem aus dem Takt. Der Spott in der Heimat war gross und ärgerte das Verteidigungsdepartement («unschön», «nicht verdient»). Rätselhaft blieb, weshalb man überhaupt auf die Idee gekommen war, die Einladung anzunehmen.

Die Schweizer Armee ist im Ausland seit Jahrhunderten ein seltener Gast. Auch fehlt ihr die Defilee-Tradition, wie Frankreich sie kennt. Eine Blüte erlebte diese militärische Kultur in der Schweiz vor allem im Kalten Krieg.

Im Oktober 1963 zogen 35 000 Soldaten auf dem Flugplatz Dübendorf an einer Viertelmillion Zuschauern vorbei. Marschtempo: 118 Schritte pro Minute. In jüngerer Zeit spielten solche Aufmärsche kaum mehr eine Rolle. Bei einer Parade in Genf kam es 1995 sogar zu Ausschreitungen von Armeegegnern.

Man mag es Ironie des Schicksals nennen: Die Schlagzeilen über den ungewöhnlichen Auftritt in Paris verdrängten die Schlagzeilen über die ungewöhnliche Abstimmungskampagne in Bern. «Jet-Kauf ist alternativlos», war noch Ende Juni zu lesen. Nun ist von «Blamage» und «Peinlich-Defilee» die Rede.

Es hätte ein Realitätsschock sein können, aber Amherd und die Armeespitze erklären die Kampfjet-Abstimmung nach wie vor zur Frage über «Sein oder Nichtsein der Luftwaffe». Ein Alternativplan fehlt, obwohl es Alternativlosigkeit in der Politik nicht gibt.

Alternativlos ist nur der Tod. Gerade in der Armee müsste das bekannt sein. ○

«Vieles, was sich als Wissenschaft ausgibt, ist Politik»

Die USA verzeichnen weltweit die meisten Corona-Infektionsfälle. «Doktor der Nation» Jerome Adams kämpft an vorderster Front gegen das Virus. Hier spricht er über Fehler, Abwehrstrategien und darüber, wie seine Kinder mit den Ausfälligkeiten von Rockstar Axl Rose umgehen. Von Amy Holmes

Es ist nicht leicht, einen Gesprächstermin mit Dr. Jerome Adams zu ergattern. Die Corona-Krise nimmt den «Doktor der Nation» voll in Beschlag. Als der heute 45-jährige Anästhesiologe auf Vorschlag von Präsident Trump das Amt des «Surgeon General» (Sanitätsinspekteur der Vereinigten Staaten)* übernahm, hätte er sich nicht vorstellen können, dass er es drei Jahre später mit der grössten globalen Gesundheitskrise zu tun bekommen würde.

Adams, der Biochemie, Biopsychologie, Medizin und öffentliches Gesundheitswesen studierte, steht heute mit dem Virologen Dr. Anthony Fauci und der Coronavirus-Task-Force an vorderster Front im Kampf gegen das Virus.

Die Welt schaut mit Erstaunen auf Amerika, wo bis dato 3,7 Millionen Infektionsfälle registriert wurden. Kein Land weist mehr Fälle auf. Adams räumt ein, dass die anfänglichen Empfehlungen (auch seine eigenen) oft falsch waren. Aber der sanftmütige Vater von drei Kindern hat festgestellt, dass die düstere Berichterstattung über Corona in Amerika oft auch gegen Trump gerichtet ist. «Vieles, was sich heute als Wissenschaft ausgibt, ist Politik», sagt er. Trumps Kritiker führen die hohe Zahl von Infektionsfällen als Beispiel für das Versagen der Regierung an, ignorieren aber, dass die Sterblichkeitsrate in den USA geringer ist als in Europa und Kanada.

Für die *Washington Post* ist der Afroamerikaner im Rang eines Vizeadmirals «vielleicht der netteste Typ in der Regierung Trump». Aber die vergangenen drei Jahre als Surgeon General waren ein Intensivkurs in Sachen Washingtoner Politik. In unserem Interview frage ich Adams, der auch Alumnus der American Swiss Foundation und mit der Schweiz gut vertraut ist, ob die Vereinigten Staaten den Krieg gegen Covid-19 verlieren. Präsident Trump hat zwar die Mitgliedschaft der USA in der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gekündigt, aber Adams sagt: «Wir alle mussten erken-

nen, wie wichtig globale Kooperation im Kampf gegen Infektionskrankheiten ist, denn das nächste Virus ist nur eine Flug-, Bahn- oder Schiffsreise entfernt.»

Dr. Adams, laut einem unveröffentlichten Bericht für die Corona-Task-Force gelten achtzehn Bundesstaaten inzwischen als «rote Zone». Das bedeutet, dass in der vergangenen Woche die Zahl der Neuinfektionen auf über hundert pro 100 000 Einwohner stieg. Was besagt diese Zahl?

Wir versuchen, anhand detaillierter Daten die Situation möglichst differenziert abzubilden, denn es gibt bekanntlich sehr verschiedene Risikogruppen. Wir wissen etwa, dass bei alten Menschen ein höheres Infektionsrisiko besteht als bei jüngeren, dass im Freien ein geringeres Risiko besteht als in geschlossenen Räumen, dass Personen mit einer chronischen Krankheit gefährdet sind.

Wir wissen, dass hier in Amerika *people of color* gefährdeter sind – Afroamerikaner, Hispanics, Latinos, indianische Ureinwohner und Inuit. Wir wissen, dass es Hotspots gibt. Diese Orte erfasst man nicht adäquat, wenn man sich nur die bundesstaatliche Ebene anschaut.

Im Bericht heisst es: Bewohner von roten Zonen sollten zu jeder Zeit eine Maske tragen und Abstand halten. Bars und Fitnessstudios sollten geschlossen und Menschenansammlungen auf zehn Personen beschränkt werden. Warum? Wollen wir das Virus durch einen Lockdown bekämpfen? Mein Eindruck war, dass diese Massnahmen anfänglich dazu

dienen sollten, den Druck vom Gesundheitssystem zu nehmen.

Eine gute und richtige Frage. Anfänglich haben wir gesehen, wie überfordert das Gesundheitssystem in Wuhan war. Wir haben gesehen, wie überfordert das Gesundheitssystem in Italien war. Die Menschen sind auf den Krankenhausfluren gestorben, es gab keine Betten, geschweige denn Beatmungsgeräte. So etwas wollten wir nicht bei uns erleben.

Warum wird in den Medien fast ausschliesslich über die Zahl der Neuinfektionen berichtet?

In der politischen Situation, in der wir sind, und angesichts der bevorstehenden Wahlen haben wir es oft mit «falschen Dichotomien» zu tun. Viele Leute wollen eindeutige Verhältnisse – entweder Gut oder Schlecht.

Wird es einen Impfstoff geben, und wenn ja, wann?

Der Impfstoff muss erstens zuverlässig und zweitens wirksam sein, und drittens muss er für Milliarden Menschen auf der ganzen Welt produziert werden können. Und viertens müssen die Menschen auch bereit sein, sich impfen zu lassen. Ich sehe nicht, dass wir all das bis nächstes Frühjahr erreichen werden.

Manche sagen, dass der Impfstoff, sobald er hoffentlich zur Verfügung steht, zunächst bei den gefährdetsten Risikogruppen eingesetzt werden sollte, also einschliesslich der Afroamerikaner. Was sagen Sie dazu?

Ich denke, dass zuerst diejenigen geimpft werden sollten, die am gefährdetsten sind. Zu diesem Kreis zählen Nichtweisse, Menschen, die im Gesundheitssektor arbeiten, die an der vordersten Front im Einsatz stehen, und Leute mit Vorerkrankungen wie Diabetes, Bluthochdruck und Lungenerkrankungen. Meine Sorge ist: Wenn man nicht diejenigen impft, die am gefährdetsten sind, könnte das die Ungleichheit noch verstärken. Ich führe oft Gespräche darüber. Es ist bekannt, dass weniger als die Hälfte aller erwachsenen Amerikaner sich gegen Grippe impfen lassen. Unter Afroamerikanern ist diese Zahl sogar noch geringer. Es wäre eine wahre Tragödie, wenn wir über einen zuverlässigen und wirksamen Impfstoff verfügten, die Ungleichheit aber noch verstärken würden, weil diejenigen geimpft werden, die ohnehin das geringste Risiko haben, an der Krankheit zu sterben oder sich zu infizieren, und die Angehörigen der Hochrisikogruppen nicht geimpft werden.

Woher kommt dieser Widerstand, sich impfen zu lassen?

Es ist nicht zuletzt eine Frage des Vertrauens. In Amerika gibt es, wie wir das bei der Bewegung für soziale Gerechtigkeit beobachten können, unter Nichtweissen extrem viel



Dr. Jerome Adams.

Wir Amtsträger sollten öfter sagen: «Ich habe mich geirrt».



«Gott schickt einen dorthin, wo man gebraucht wird»: Protest vor dem Weissen Haus.

Misstrauen gegenüber unserer Regierung und den staatlichen Institutionen. Deshalb ist es so wichtig, dass es Nichtweisse in Ämtern wie dem Surgeon General gibt. Deshalb gebe ich auch nicht auf, obwohl verschiedene Gruppen und Medien auf mich einprügeln. Es ist wichtig, dass Nichtweisse in solchen Funktionen für Vertrauen sorgen, damit die Menschen auch tatsächlich zuhören, wenn die Regierung oder staatliche Gesundheitseinrichtungen etwas empfehlen.

Meine eigene Erfahrung hier in New York – dem roten, heissen Zentrum des Virus – ist die, dass mein Vertrauen in unsere gewählten Vertreter – den Gouverneur, den Bürgermeister – nicht sonderlich gross ist. Ich erlebe, dass sie ständig lavieren. Bürgermeister de Blasio lief inmitten einer Menschenchar durch Chinatown und erklärte allen, dass sie zu Hause bleiben sollten. Was sagen Sie jemandem wie mir, die informiert sein will, aber jeden Tag andere Dinge hört?

Sie haben recht. Das ist sehr problematisch. Diese Inkonsequenz beschädigt das Vertrauen in unsere staatlichen Repräsentanten. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Ich habe zu Beginn gesagt, dass ein Mund-

Nasen-Schutz in der Öffentlichkeit nicht notwendig ist. Diese Empfehlung entsprach dem damaligen medizinischen Kenntnisstand. Wir haben die Daten weiter beobachtet. Die Gesundheitsämter haben ihre Empfehlungen korrigiert, ich habe mich ebenfalls korrigiert. Wir Amtsträger sollten öfter sagen: «Ich habe mich geirrt», oder:

«Es ist wichtig, dass Nichtweisse in solchen Funktionen für Vertrauen sorgen.»

«Wir haben neue Empfehlungen, weil sich die Daten geändert haben.» Oder aber sie sagen: «Wir empfehlen dies aus anderen als gesundheitlichen Gründen», wenn das tatsächlich der Grund ist – Gesundheit sollte man nicht als Vehikel verwenden, um andere Ziele zu verfolgen.

Gilt das auch für Präsident Trump?

Ich möchte mich nicht zu einzelnen Politikern äussern. Wir alle machen Fehler. Manchmal haben sich Leute trotz guten Gründen und besten Absichten geirrt.

Sind die Medien eine Hilfe in Ihrem Kampf? Oder machen sie es Ihnen schwer, die Öffentlichkeit präzise zu informieren?

Ich möchte darauf hinweisen, dass wir mitten in einem Wahlkampf sind. Vielen Leuten geht es nur bedingt beziehungsweise überhaupt nicht darum, die Bevölkerung in Sachen Gesundheit zu informieren. Die Medien können helfen, sie können aber auch schaden, wenn es ihnen nicht darum geht, die Bevölkerung über die Pandemie zu informieren, sondern darum, ein politisches Narrativ zu verbreiten.

Was war die grösste Überraschung für Sie in Ihrem Amt?

Die grösste Überraschung war für mich, schon vor Corona, aber besonders nach Ausbruch der Pandemie, wie schwierig es ist, direkte Gesundheitsempfehlungen auszusprechen, ohne sich von der Politik vereinnahmen zu lassen. Wenn ich in meinen Statements wortwörtlich Vertreter der Demokratischen Partei zitiert habe, wurde das als «widerlich», «ausweichend» oder «ungenau» bezeichnet. Aussagen von jemandem, der als Mitglied des «richtigen Teams» wahrgenommen wird, werden in ganz anderem Licht gesehen. Das finde ich befremdlich.

Ich habe gelernt, dass Aussagen, die ich in Gegenwart des Präsidenten und des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten mache,



Inside Washington

Bidens Pakt

Biden und Sanders haben einen progressiven Plan ausgeheckt. Muss Trump jetzt zittern?

Das sei alles die Schuld von Präsident Trump. In einem 110-seitigen Manifest der «Biden-Sanders Unity Task Force» erklären der demokratische Kandidat Joe Biden und eine progressive All-Star-Besetzung, dass nicht nur die Corona-Wirtschaftskrise «Präsident Trumps Rezession» sei. Der Mann im Weissen Haus sei auch ein Massenmörder. «Lasst euch nichts vormachen», Trump sei «für den Tod von Zehntausenden Amerikanern verantwortlich». In Anlehnung an umfragegetestete Schlagwörter heisst es in der Polit-Schrift: «Wenn es uns an kompetenten, erfahrenen, mitfühlenden Führungskräften in der Regierung mangelt, leidet das amerikanische Volk.»

Aber die Biden-Kampagnenführer wissen, dass Versprechen, verzweifelte Demokraten aus den Fängen Trumps zu befreien, nicht ausreichen, um Präsident zu werden. Der 77-jährige Biden braucht Enthusiasmus. Er braucht Groupies. Er braucht Progressive.

Die ersten sechs Seiten des «Einheits»-Plans kündigen radikale Massnahmen gegen die globale Erwärmung an – ein Versuch, Jungwähler ins Boot zu holen. Doch wie das progressive Sprachrohr von Vox.com, Matt Iglesias, hervorhebt, hat Biden eine dunkle Abstimmungsbilanz. In den sechs Jahrzehnten als Senator stimmte Biden für die Invasion des Irak, die Deregulierung des Bankgewerbes, das Sozialreformgesetz von 1994 und das «knüppelharte» Strafrechtsgesetz von 1994 – für Progressive alles Ketzereien.

Bidens ehemaliger Rivale Bernie Sanders sagt über den «Einheits»-Plan, der seinen Namen trägt: «Das Endergebnis ist nicht das, was ich oder meine Anhänger geschrieben hätten.» Aber im Gegensatz zu seinem erbitterten Kampf gegen Hillary Clinton 2016 macht Sanders jetzt auf nett. Der Sozialist verspricht, dass Biden «der progressivste Präsident seit Franklin Roosevelt» sein werde. Musik in den Ohren der Trump-Kampagnenführer. *Amy Holmes*

zumal in dem gegenwärtigen politischen Klima, ganz anders aufgenommen und wiedergegeben werden als früher, als ich noch nicht dieses Amt hatte, selbst wenn ich genau das Gleiche sage.

Können Sie sich vorstellen, für ein politisches Amt zu kandidieren?

Man soll ja nie «nie» sagen. Aber ich möchte klarstellen: Derzeit habe ich keinerlei Interesse. Ich finde es schwer, im gegenwärtigen Klima offen und direkt mit den Menschen zu reden und politisch zu überleben. Ich sehe ja auch, wie mit meiner Familie umgegangen wird. Die Angriffe gelten nicht nur mir persönlich, auch meine Familie wird angegriffen. Meine Familie braucht einfach eine kleine Verschnaufpause, nachdem ich so übel beschimpft und angegriffen wurde, nur weil ich ein öffentliches Amt bekleide.

Bedauern Sie es, das Amt übernommen zu haben? Denken Sie manchmal: «O Mann, vielleicht hätte ich das nicht machen sollen?»

Ich persönlich bedauere das überhaupt nicht. Ich sage das, weil ich als Christ überzeugt bin, dass Gott einem keine Aufgabe zuweist, die

Ich habe Axl Rose geschrieben: «Rufen wir gemeinsam zum Tragen von Gesichtsmasken auf.»

ein Kinderspiel ist. Gott schickt einen dorthin, wo man gebraucht wird und wo man etwas zum Positiven verändern kann. Ich glaube, ich bin genau an einem solchen Ort. Ich bedauere nur, dass ich meine Familie nicht besser vor der ganzen Gehässigkeit bewahren kann, die uns entgegenschlägt. Ich sehe, wie



«Grösster Respekt»: Immunologe Fauci.

meine Kinder, die die Highschool besuchen, darunter leiden. Axl Rose [Frontmann der Rockband Guns N' Roses, d. Red.] hat mich als «Stück Scheisse» bezeichnet, weil er sich darüber aufgeregt hat, dass ich etwas gesagt habe, das genau dem entsprach, was ein Mitarbeiter von Präsident Obama gesagt hat. Mein Sohn sagte mir: «Dad, du bist Top-Thema in den sozialen Netzwerken. Alle meine Freunde sprechen davon, dass Axl Rose dich als Stück Scheisse bezeichnet hat.» Ich wünschte, ich wäre besser darauf vorbereitet gewesen, im Interesse meiner Familie.

Bestellen Sie Ihrem Sohn, dass Axl Rose seit 25 Jahren keinen Hit mehr geschrieben hat.

(Lacht) Das werde ich ihm sagen. Ich habe Axl Rose geschrieben: «Rufen wir gemeinsam zum Tragen von Gesichtsmasken auf, da Sie so offensichtlich interessiert sind, Gesundheitsbotschaften zu senden.» Ich habe noch keine Antwort von ihm bekommen. [Die Weltwoche hat den Manager der Band um eine Stellungnahme gebeten, eine Antwort liegt bislang nicht vor; d. Red.] Es ist natürlich klar, egal, wie ich dazu stehe, dass Trump der Führer der grössten und wohlhabendsten Nation der Welt ist. Die Leute werden Fragen haben. Vieles, was sich als Wissenschaft ausgibt, ist Politik. Wir müssen beides sauberlich voneinander trennen.

Welchen Pandemieexperten respektieren Sie am meisten?

Den grössten Respekt habe ich vor Dr. Deborah Birx und Dr. Anthony Fauci. Ich sehe, wie unermüdlich und apolitisch die beiden für das Wohl unserer Nation und der ganzen Welt arbeiten, obwohl sie vermutlich gern darauf verzichten würden, in solch turbulenten Zeiten im Licht der Öffentlichkeit zu stehen.

Wie würden Sie die Arbeit der Weltgesundheitsorganisation einschätzen?

Das Urteil – über die WHO wie über uns alle – lautet: «Das wird die Zukunft zeigen.» Es bleiben Fragen, ob China in der Anfangsphase wichtige Informationen zurückgehalten hat, mit deren Hilfe die globale Ausbreitung der Seuche hätte verlangsamt oder verhindert werden können, und ob die WHO mehr Transparenz von China hätte einfordern können. Wir alle sollten uns fragen, in welchem Bereich etwas verbessert werden kann. Die Sache ist noch lange nicht ausgestanden. Wir alle mussten erkennen, wie wichtig globale Kooperation im Kampf gegen Infektionskrankheiten ist, denn das nächste Virus ist nur eine Flug-, Bahn- oder Schiffsreise entfernt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

* Der Surgeon General of the United States (Sanitätsinspekteur der Vereinigten Staaten) ist der operative Leiter des United States Public Health Service und gilt als die Person, die zu allen Angelegenheiten des öffentlichen Gesundheitsdienstes gegenüber der US-Regierung Stellung nimmt.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8077 **Dietikon**, Ingrid Siefel Tel. 044 316 13 11
Preis ab CHF 981'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'331'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 507'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8152 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'150'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

svit
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand Mai 2020

Nerven wie Stahlseile

Die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP) kämpfte erfolgreich gegen Panikmache um Covid-19 und stiess damit auch mal die eigene Klientel vor den Kopf. Anders als ihre Gegenspielerin Natalie Rickli (SVP) hält sie wenig von der Maskenpflicht. Von Alex Baur

Wenn die Chefin in die Tasten greift, zittert ihre Entourage. Doch es sind nicht interne Schreiben, die den Chefbeamten und PR-Leuten der Zürcher Justizdirektion den Angstschweiss aus den Poren treiben, sondern ihre öffentlichen Tweets. Wie kaum eine andere Exekutivpolitikerin im Land posaunt Jacqueline Fehr (SP) ihre Ansichten und Einsichten unverblümt in die Welt hinaus. Man wartet in den Amtsstuben auf den Tag, an dem eine der frechen Botschaften ein gröberes Erdbeben auslöst. Nur Fehr selber bleibt cool. «Die hat Nerven wie Stahlseile», ist aus dem Departement zu vernehmen. Wo der Normalpolitiker in Deckung geht, kommt sie erst richtig in Fahrt.

Von der Meute verschont

Letzte Woche war es wieder so weit. Sie hoffe, dass die Maskenpflicht im ÖV bald wieder beendet werde, zwitscherte die Magistratin. «Gewöhnen wir uns lieber an die Maskenpflicht als an Corona-Tote», tadelte die Ökonomin Dina Pomeranz vorwurfsvoll. Fehr darauf: «Für immer und ewig Masken tragen? Welcome to Niqab for everybody?» Der flapsige Spruch war kein Ausrutscher. Seit Anfang der Corona-Krise hatte sich Fehr immer wieder gegen repressive Massnahmen wie die Maskenpflicht («Die kürzeste Distanz zwischen Vermummungs-VERBOT und Vermummungs-GEBOT heisst Corona») geäussert und auf eine schnelle Lockerung gedrängt.

Fehrs liberale Linie ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil sie sich gegen ihre Partei wendet, die sogar eine Maskenpflicht in allen öffentlichen Räumlichkeiten postuliert. Sie bremste damit auch die Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP) aus. Diese war nach dem Hype um die vermeintliche zweite Corona-Welle Anfang Juli arg ins Schleudern geraten. Rickli erhoffte sich von den Zwangsmasken (neuerdings aus heimischer Produktion!) einen Befreiungsschlag. Mit einem Automa-

tismus, der ab einer gewissen Anzahl von Positivtests harte Massnahmen auslösen sollte, versuchte sie sich zugleich aus der Verantwortung zu winden. Doch die Gesamregierung stellte Rickli ins Abseits und verdonnerte die Gesundheitsdirektorin dazu, mit dem mühseligen und wenig publikumswirksamen Cont-



«Welcome to Niqab for everybody?»: SP-Querschlägerin Fehr.

act-Tracing vorwärtszumachen. Weitergehende Massnahmen, wie die Schliessung von Klubs oder ein restriktiveres Regime beim Flughafen, wurden ausgesetzt.

Fehr, 57, wie Rickli, 43, beide aus Winterthur, sind weltanschaulich fest in ihrer jeweiligen Partei verankert. Der Kontrast liegt anderswo. Beim Krisenmanagement treten Eigenschaften in den Vordergrund, die sich ideologisch kaum einordnen lassen. Regierungintern verlaufen die Bündnisse und Animositäten kreuz und

quer über die Parteigrenzen hinweg. So ist es ein offenes Geheimnis, dass sich Fehr und Finanzdirektor Ernst Stocker (SVP) ausnehmend gut verstehen. Die beiden treten zwar immer wieder hart gegeneinander an, doch es gilt die goldene Regel: Nach geschlagener Schlacht klopft man sich das Sägemehl von den Schultern. Mit Polizeivorsteher und Parteigenosse Mario Fehr dagegen verbindet Jacqueline Fehr ein angespanntes Verhältnis (es war auch schon von «Intimfeindschaft» die Rede). Es ist eine Frage des Charakters.

Mario Fehr und Natalie Rickli gelten als dünnhäutig. Das macht sie anfällig für Mobbingattacken. Beide agieren permanent im Abwehrmodus, stets darauf bedacht, keine Fehler eingestehen zu müssen. Der mediale Mob hat ein feines Sensorium für solche Schwächen. Wie ein Rudel von Hyänen stürzen sich nicht nur Journalisten auf die Verletzlichen. Es ist kein Zufall, dass die Hooligans just Mario Fehr aufs Korn nahmen und aus dem Fussballstadion ekelten, während die Shitstormer Rickli in den sozialen Medien ins Burnout twitterten.

Jacqueline Fehr dagegen blieb von der Meute verschont, obwohl sie Angriffsflächen in Fülle bietet. Angriffe perlen an ihr ab wie Wasser an Teflon. Sie braucht keine Yogaübungen, um das innere Gleichgewicht zu wahren. Fehr gehört auch nicht zu jener Sorte von Politikern, die ständig auf die Publikumsgunst schielen und ihre Meinung den angesagten Trends anpassen. Auf der anderen Seite scheint es ihr nichts auszumachen, auch mal Fehler einzugestehen. So räumte sie Anfang März, auf dem Höhepunkt der Corona-Krise, unumwunden ein: «Vor zwei Jahren kam jemand und sprach von Pandemieplanung. Ich habe das damals nicht als dringendstes Problem betrachtet.»

Jacqueline Fehr wuchs in Elgg auf, einer ländlichen Gemeinde in der Nähe von Winterthur an der Grenze zum Thurgau. Der Zahltag ihres

Vaters – ursprünglich ein Pachtbauer, später Chauffeur und Magaziner ohne Berufslehre –, den ihre Mutter mit gelegentlichen Schneiderarbeiten aufbesserte, erlaubte keine grossen Sprünge. Doch die Familie war bestens im Dorf integriert, Fehr war in ihrer Jugend beim Turnverein aktiv. Später liess sie sich zur Sekundarlehrerin ausbilden. Nebenbei schrieb sie für diverse Lokalblätter. Ihr Traumberuf wäre Journalistin gewesen.

Zwischen 1988 und 1994 unterrichtete sie am Oberstufenschulhaus Feldstrasse in Zürich Aussersihl. Viele Lehrer machen einen grossen Bogen um diese Gegend, wo der Ausländeranteil bei den Schülern gegen 100 Prozent tendiert. Doch Fehr, so erzählt ein ehemaliger Arbeitskollege, sei in diesem Ambiente richtiggehend aufgeblüht. Sie habe als eher streng gegolten und sich bei den oft nicht sehr pflegeleichten Jugendlichen erstaunlich locker durchgesetzt. Als sie 1994 mit ihrem ersten Sohn schwanger war, nahm Fehr einen Teilzeitjob beim Zürcher Schulamt an.

Frischer Wind

Das war just die Zeit, als Fehr den vielleicht härtesten politischen Kampf ausfocht, und zwar innerhalb der SP gegen die damalige Zürcher Parteipräsidentin Ursula Koch. Was die beiden Frauen entzweite, blieb nebulös, doch sie waren und blieben sich spinnefeind – und sie zogen sich nach dem Showdown beide aus der Parteipolitik zurück. Während Koch in Richtung Israel abtauchte und von der Bildfläche verschwand, arbeitete sich Fehr vom Winterthurer Gemeinderat via Kantonsrat in den Nationalrat hoch, wo sie von 1998 bis zu ihrer Wahl in die Zürcher Regierung 2015 politisierte. 2010 unterlag Fehr gegen Simonetta Sommaruga im Rennen um den Bundesrat.

Bei der Zürcher Justizdirektion trat Fehr in die Fussstapfen von Martin Graf (Grüne), der über den Fall «Carlos» gestolpert war. Fehr, so erzählt ein langjähriger Mitarbeiter, habe frischen Wind in den Betrieb gebracht, den man sofort zu spüren bekommen habe. Ihre direkte Art sei anfänglich nicht überall gut angekommen. Mit Fehr sei man schneller per du gewesen als mit all ihren Vorgängern, doch das bedeute keineswegs, dass es lockerer geworden sei im Betrieb. Ihren Stil könne man mit «No bullshit» auf den Punkt bringen. Sie arbeite viel, kenne sich in ihren Dossiers aus, streite gerne, doch sie bringe ihren Mitarbeitern viel Vertrauen entgegen und fördere Eigeninitiative. Das vielleicht Wichtigste habe man erst mit der Zeit mitbekommen: «Jacqueline Fehr lässt

ihre Leute nicht im Regen stehen, um ihre eigene Haut zu retten, wenn mal etwas schiefgeht.»

Gerade das ist alles andere als selbstverständlich in einem Departement, das fast täglich über Freigänge und Entlassungen von möglicherweise gefährlichen Straftätern zu entscheiden hat. Lläuft alles rund, kümmert das niemanden. Doch wehe, wenn einer rückfällig wird. Kaum ein Jahr im Amt, kam es prompt zum Ernstfall: Am 30. Juni 2016 ermordete der 23-jährige Hafturlauber Tobias K. im Zürcher Seefeld ein Zufallsopfer. Die SVP blies unter der Federführung der damaligen Nationalrätin Rickli zum Halali auf die Justizdirektorin.

Fehr blieb stur auf Kurs: Sie informierte transparent, liess sich aber nicht zu einem Urlaubsstopp hinreissen. Trotz einem gewissen Risiko, das sich nie aus der Welt schaffen liesse, predigte sie unermüdlich, dürfe man bei «endlichen Strafen» nicht auf eine graduelle Lockerung des Haftregimes verzichten: «Eine Abschaffung von Hafturlauben wird es nicht geben!» Es sei unumgänglich, Häftlinge schrittweise auf die Freilassung vorzubereiten. Ihre konsequente Haltung zahlte sich aus. Der Pulverdampf legte sich schnell, die *Aargauer Zeitung* titelte zwei Monate später im Rückblick anerkennend: «In Krisen kühlen Kopf bewahrt».

Hinter den Kulissen kam es schon damals zum giftigen Schlagabtausch zwischen Polizeivorsteher Mario Fehr und Justizvorsteherin Jacqueline Fehr um die Verantwortung für die öffentliche Fahndung nach dem Täter. Exakt dasselbe Drama zwischen den Genossen wiederholte sich Ende Juni 2020, als ein marokkanischer Sexualstraftäter aus der psychiatrischen Klinik Rheinau ausbüxte. Nach einer Woche war der Mann gefasst. Doch beide Fehrs hüteten sich, ihr Kompetenzgerangel öffentlich auszutragen. Stattdessen tat die Justizdirektorin das, was sie zuvor schon mit Erfolg getan hatte: Sie legte die Fakten auf den Tisch und informierte transparent. Die Aufregung legte sich schnell.

Genau diese Abklärtheit fehlte Natalie Rickli, als die vereinten Medien Anfang Juli das Sommerloch-Spektakel um die angebliche zweite Corona-Welle inszenierten. Anstatt die Wogen zu glätten, machte die Zürcher Gesundheitsdirektorin auf Aktivismus, kritisierte den angeblich untätigen Bundesrat via Twitter, beschimpfte Klubbetreiber und Nachtschwärmer. Zum Glück wurde Rickli ausgebremst und in den wohlverdienten Erholungsurlaub komplimentiert. ○



Natalie Rickli (SVP).

Anstatt die Wogen zu glätten, machte Rickli auf Aktivismus.

Sozialstaat

Geld für alle

Wer seine Altersvorsorge verjubelt, kriegt Ergänzungsleistungen. Wer spart, ist selber schuld.

Das Bundesgericht hat entschieden: Eine Ausgleichskasse im Kanton St. Gallen muss einer 78-jährigen Frau Ergänzungsleistungen bezahlen, obwohl sie in den zwei Jahren, bevor sie ins Altersheim zog, noch schnell ihr Vermögen verprasste. 421 658 Franken verjubelte die Frau – zusätzlich zu ihrer Rente notabene – zwischen 2014 und 2016. Sie leistete sich eine Luxuswohnung, kaufte grosszügig ein, 82 500 Franken verschenkte sie ihren Nachkommen. Nach den Berechnungen der Ausgleichskasse gab sie in der kurzen Zeit 325 830 Franken mehr aus, als sie für ein dezentenes Leben gebraucht hätte.

Wer derart unbesorgt mit seiner Vorsorge umspringt, befand das St. Galler Versicherungsgericht, der sollte hernach nicht bei der Ausgleichskasse die hohle Hand hinhalten. Verhungern lassen wird man die Frau nicht, doch sie müsse sich halt beim Sozialamt melden, wo man etwas genauer hinschaut und die Angehörigen unter Umständen in die Pflicht nimmt. Denn Ergänzungsleistungen sind keine Rente, auf die man unbesehen der finanziellen Verhältnisse einen Anspruch hat, sondern eine Sozialleistung auf Kosten des Steuerzahlers, die Versorgungslücken nach Bedarf deckt. Selbstverschuldete Engpässe sind gemäss Gesetz explizit ausgenommen.

Insbesondere wegen Rentnern, die ihre Pensionskassenguthaben vorsätzlich oder grobfahrlässig verprassen oder verschenken, hat das Parlament kürzlich die Eigenverantwortung verstärkt. Doch mit seinem aktuellen Entscheid hat das Bundesgericht dem leicht verschärften Regime die Zähne gezogen, bevor es in Kraft tritt. Eine «Lebensführungskontrolle» ist demnach unzulässig; ob jemand über seine Verhältnisse gelebt hat, darf nicht überprüft werden. Die St. Galler Ausgleichskasse kann demnach die Ergänzungsleistungen höchstens in Bezug auf die Schenkungen kürzen.

Für die Ausgleichskassen mag es bequem sein, wenn sie nicht so genau hinschauen müssen. Es ist ja nicht ihr eigenes Geld, das sie verteilen. Doch für all jene, die eigenverantwortlich dafür sorgen, dass sie im Alter nicht der Allgemeinheit zur Last fallen, ist das höchstrichterliche Urteil ein Schlag ins Gesicht.

Alex Baur



Eine praktische Lösung

Nur was die NZZ schreibt, ist täglich Pflichtlektüre für Politik und Verwaltung. Den Kurs gibt das Inlandressort vor. An dessen Spitze steht künftig Christian Neuhaus. Was bedeutet das für die Zeitung? Und für die Schweiz? Von Kurt W. Zimmermann

Die Liste der Zeitungen, bei denen Christina Neuhaus ihre Karriere begann, liest sich wie das Streckenprofil für eine Rundwanderung beim Zürichsee: *Obersee-Nachrichten*, *Wädenswiler Nachrichten*, *March Höfe Zeitung*, *Linth-Zeitung*, *Zürcher Oberländer*.

Damit ist Christina Neuhaus in ihrem Gewerbe schon recht präzise positioniert. Journalisten, die bei kleinen Lokalblättern begannen, haben in aller Regel eine sehr pragmatische Sicht auf ihren Beruf und die Welt. Wer sich, wie Neuhaus, auf dem Land jahrelang mit Neueröffnungen von Coiffeursalons und mit Jubiläen von Gesangsvereinen herumgeschlagen hat, dem kommt die überfliegende Weltverbesserungsattitüde ziemlich schnell abhanden.

Neukonzept in der Schublade

Nun ist Christina Neuhaus, 54, die erste Inlandchefin der *Neuen Zürcher Zeitung*. Sie ist damit in einer sehr speziellen Position im hiesigen Journalismus. Sie ist zwar nur Ressortleiterin, und so gibt es in den Medien eine Vielzahl von Jobs auf einer höheren Hierarchiestufe. Aber es gibt nur sehr wenige mit einer höheren Bedeutung. Der Inlandteil der NZZ, auch wenn das andere Blätter ungern hören, ist unter den Tageszeitungen das einzige Angebot, das in Politik und Verwaltung zur permanenten Pflichtlektüre gehört.

Neo-Chefin Neuhaus bekam den Posten, nachdem ihr Vorgänger Michael Schoenenberger dem höheren Einkommen und Prestige der Kommunikationsbranche nicht mehr widerstehen konnte und zur Kanzlei von PR-Doyen Aloys Hirzel wechselte. Dann ging es ruck, zuck. Am nächsten Tag schon fragte NZZ-Chefredaktor Eric Gujer seine frühere Inlandredaktorin Neuhaus an, Corona-bedingt per Telefon, ob sie das Ressort übernehmen wolle. Sie wollte.

Dass sie wollte, war nicht erstaunlich. Nur ein Jahr zuvor war sie Chefredaktorin der NZZ-Monatsbeilage *Folio* geworden, dies mit dem Auftrag, dem etwas verschlafenen Titel auf April 2020 einen Relaunch zu verpassen. Doch dann kam das Virus und damit der totale Einbruch bei den Inseraten. Das *Folio* wurde darum bis auf weiteres eingestellt, und Neuhaus konnte ihr Neukonzept wieder in die Schublade stecken.

Unter Journalisten weiss man, dass Chefredaktor Gujer und Neuhaus gut zusammen können. Schnell spekulierte darum die Branche darüber, dass der Chefredaktor mit der



«Unser Sonderweg ist vorbei»: Neo-Chefin Neuhaus.

Ernennung von Neuhaus eine politische Botschaft aussende und mit der «Gujer-nahen» Damenwahl das Inland noch stärker auf seinen bürgerlich-konservativen Kurs ausrichten wolle.

Wenn man Neuhaus liest, ist das Unsinn. Die grosse Stärke der neuen Inlandchefin ist ihre undogmatische Gelassenheit, mit der sie über den politischen Grabenkämpfen steht. «Wenn ich in einer Partei wäre», sagt sie zwar, «dann wäre ich in der FDP.»

Das hinderte sie allerdings nicht, eben erst ein Porträt von SVP-Bundesrat Ueli Maurer zu zeichnen, das eine veritable Lobeshymne

Das Feindeslob war unüblich für die NZZ, wo die Volksparteiler oft ähnlich des Teufels sind.

war. Das Feindeslob war sehr unüblich für die NZZ, wo sonst die Volksparteiler oft ähnlich des Teufels sind wie die Sozialdemokraten. Zuvor schon war Neuhaus auch mit Texten aufgefallen, in denen CVP-Präsident Gerhard Pfister und seine Partei bemerkenswert gut wegkamen.

Ob SVP, CVP oder SP, Neuhaus hat da keine Berührungshemmungen. Da drückt wieder die

Erfahrung von über zwanzig Jahren Lokaljournalismus durch, erst bei den Käseblättchen am Zürichsee, dann lange auch im Stadtdressort der NZZ, bevor sie dort ins Inland und später zur NZZ am Sonntag wechselte. Neuhaus erzählt von den unzähligen regionalen Zweckverbänden und den Kommissionen, die sie journalistisch begleitete und in denen stets eine parteiübergreifende Konkordanzlösung gezimmert werden musste. Das hat ihre Wahrnehmung von Politik geprägt. «Mich interessiert, wie die praktische politische Arbeit gemacht wird», sagt sie, «und es interessiert mich ohne ideologische Brille.»

Die NZZ-Leser können von der Praktikerin an der Inlandspitze damit einen vielfältigen Zugang zu den Themen der Zeit erwarten. Die Frau, die sich selber als «entspannte Liberale» beschreibt, wird einen erkennbar bürgerlichen Kurs steuern, aber ohne ein Sendungsbewusstsein, das gegenteilige Positionen von vornherein als redundant disqualifiziert. Das passt zur Blattphilosophie der NZZ, die unter Chefredaktor Gujer zwar eine dezidiert liberal-bürgerliche Position bezieht, die seinem Blatt in Deutschlands konservativen Kreisen auch schon die Reputation des «Westfernsehens» eingebracht hat. Daneben aber, besonders über Gastautoren, bietet das Blatt ein enorm breites Meinungsspektrum an. Sozialisten artikeln hier genauso wie Rechtspopulisten.

Pro Rahmenabkommen

Das wichtigste Dossier, das auf die neue Inlandchefin zukommt, wird das Rahmenabkommen mit der EU sein. Neuhaus ist überzeugt dafür und argumentiert hier auf dem wirtschaftsnahen NZZ-Kurs. Angesichts der geopolitischen Plattenverschiebungen, von China bis USA, so sagt sie, «ist unser Sonderweg vorbei». Ebenso klar ist ihr aber auch, dass das Konstrukt der automatisierten Rechtsübernahme aus Brüssel weiterhin auf breiten Widerstand stossen wird. Sie nennt es helvetisch einen «Lismi-Fehler».

Bis heute hat Neuhaus acht Redaktionen von innen gesehen. Das schafft eine gewisse Distanz auch zur eigenen Berufsgattung. Zu reden in der Medienbranche gab beispielsweise ein Text von ihr, in dem sie die kritiklose Staatsgläubigkeit mancher Journalisten in der Corona-Krise in Frage stellte. Sie fand einen hübschen Namen für sie: «Stenografen der Macht».

Bei Neuhaus ist dieses Risiko gering. ○

Autonome Zone der Rechtlosigkeit

Um ein linksradikales Wohnprojekt in Berlin-Friedrichshain ist ein Konflikt entflammt, der weltweit Schlagzeilen macht. Polizisten und Hausverwalter werden systematisch angegriffen. Der Staat hat sich teilweise zurückgezogen. Wie lebt es sich im Quartier? *Von Lukas Steinwandter*



«Wenn mal eine Bonzenkarre brennt, tut das ja keinem weh»: «Dorfplatz» an der Rigaer Strasse, Berlin.

Wo sich die Rigaer Strasse mit der Liebigstrasse kreuzt, verläuft die Front zwischen Staat und Linksextremisten. Dort befinden sich zwei teilweise besetzte Häuser: «Liebig 34» und «Rigaer 94». Ihre Bewohner nennen diese Kreuzung im angesagten Stadtteil Friedrichshain «Dorfplatz». Der Name soll klarmachen: Dieser Ort gehört ihnen, das hier ist autonomes Gebiet.

Am vergangenen Freitagnachmittag herrscht am «Dorfplatz» reges Treiben: Mütter holen ihre Schützlinge vom Kindergarten an der Ecke ab, beim Bäcker gegenüber gehen Kunden ein und aus – und unweit davon stehen zwei Mannschaftswagen der Polizei sowie gut ein Dutzend Beamte.

Die starke Polizeipräsenz ist kein Zufall. Seit Jahren kommt es rund um die Rigaer Strasse immer wieder zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Linksradikalen. Am vorvergangenen Donnerstag durchsuchte die Polizei zwei Wohnungen im Haus Nummer 94. Grund dafür waren unter anderem Ermittlungen im Fall eines Angriffs auf eine Beamtin. Die Polizei rückte mit 200 Mann an, darunter auch eine Spezialeinheit, die beim Eindringen in verbarrikadierte Häuser eingesetzt wird. Zwei Nächte darauf zog eine Gruppe Linksextremer randalierend durch Friedrichshain, demolierte Autos und Schaufenster. Am Montag knallte es erneut: Der Hausverwalter und der Rechtsanwalt des Eigentümers wollten sich einen Überblick über die Situation in dem Haus verschaffen. Doch die Linksextremen vertrieben sie, der Verwal-

ter soll mit einer Eisenstange am Kopf attackiert worden sein. Als die Polizei einschreiten wollte, wurde auch sie angegriffen.

«Die Leute hier sind einfach wütend»

Spricht man mit den Bewohnern der berühmten Rigaer Strasse, fällt vor allem eines auf: Schuld an den Auseinandersetzungen ist ihrer Ansicht nach immer die rücksichtslose Polizei, die die Hausbesetzer provoziert und schikanieren.

Philipp wohnt seit fast drei Jahren hier. Er kommt gerade von der Arbeit, sitzt mit blauen Handwerkerhosen rauchend auf einer Treppe. «Die Leute hier sind einfach wütend», sagt er. Durch Gentrifizierung und Privatisierung würden die alteingesessenen Friedrichshainer vertrieben. «Man sollte die Leute, die hier seit zwanzig Jahren leben, in den Häusern wohnen lassen.» Philipp betont, wie mehrere andere Anwohner auch, die Linksradikalen würden bis auf laute Musik, ein bisschen Abfall oder ab und zu durch ein paar Farbbeutel nicht auffallen. «Und wenn mal irgendwo eine Bonzenkarre brennt, tut das ja keinem weh.»

Nur ein aufgebauschtes Problem? Der Berliner Verfassungsschutz sieht das anders. Er zählt in seinem aktuellen Bericht für das Jahr 2019 fast tausend gewaltbereite Linksextremisten. «Liebig 34» und «Rigaer 94» widmet er jeweils eigene Einträge. Demnach handelt es sich bei Ersterem um ein «anarcha-queer-feministisches Kollektiv», bei dem «Cis-Männer» unerwünscht seien, also heterosexuelle

Männer, die nicht mit ihrem Geschlecht hadern. Populärer ist die «Rigaer 94». Die Gruppierung rund um den seit der Wende bestehenden und in der Öffentlichkeit oft als «Wohnprojekt» verharmlosten linksextremen Szenetreff zählt laut Verfassungsschutz zum Kern der sogenannten Autonomen. «Das Projekt hat für die linksextremistische Szene eine hohe symbolische wie auch praktische Bedeutung und dient als Ausgangspunkt und Rückzugsort von bzw. nach militanten Aktionen zur Erkämpfung bzw. Verteidigung autonomer Freiräume.»

Das Haus kann auch deshalb als Rückzugsort dienen, weil die Polizeiführung 2019 einen «Entscheidungsvorbehalt der Behördenleitung zum gewaltsamen Eindringen in linke Szeneobjekte» verfügte, grössere Polizeieinsätze dort also immer erst von ganz oben abgesegnet werden müssen.

Es gibt rund um die beiden besetzten Häuser allerdings noch eine weitere Konfliktlinie. Wie in keiner anderen deutschen Stadt sind die Immobilienpreise zuletzt vor allem durch Zuzug stark angestiegen. Ein Anwohner der Rigaer Strasse sagt dazu: «Die ziehen hierher, weil sie bewusst in einem weltoffenen Stadtteil leben wollen.» Sprich: Wer in dem Viertel wohnt, will damit ein politisches Zeichen setzen. Doch auch die wohlhabenden Neueigentümer geraten regelmässig ins Visier der Linksradikalen. «Die sind nicht von hier. Die kommen alle von aussen und vertreiben uns», sagt der «Rigaer 94»-Sympathisant. Ähnliche Aussagen ist man sonst eher von einwanderungskritischen Rechten gewohnt.

Pasta essen und rauchen

Und die Bewohner der «Rigaer 94»? Einige von ihnen sitzen an diesem Nachmittag am Hauseingang, essen Pasta und rauchen. Keiner im Haus redet mit Journalisten, stellt eine junge Frau klar. Aus dem Hausflur kommen mehr Bewohner hinzu, weitere Gesprächsversuche scheitern. Die Frau verweist auf die Website der Gruppierung. Dort heisst es im «Aktionsticker»: «Rigaer94 bleibt! Wir sagen den Gentrifizierungskonzernen und dem Staat, die Hand in Hand mit den Bullen jede Nische für kollektives Wohnen zerstören wollen, den Kampf an!» Die Front an der Grenze staatlicher Hoheit, so viel steht fest, wird weiter heiss umringt bleiben.

Lukas Steinwandter arbeitet als Redaktor für die deutsche Wochenzeitung *Junge Freiheit*.

Ewig lockt das Raubtier

Von Oklahoma bis Rapperswil sehnen sich Menschen nach Nähe zu Löwen und Tigern. Ihre Leidenschaft verleitet sie zu lebensgefährlichen Annäherungsversuchen. Was macht die Anziehungskraft von Grosskatzen aus? Von Thomas Renggli

Als Tierpflegerin zu arbeiten, war ihr Kindheitstraum, den sie sich über Umwege erfüllte. «Meine Eltern wollten, dass ich etwas Anständiges lerne. So liess ich mich zur Primarlehrerin ausbilden», erzählte Ruth G. in einem Interview. Fünfzehn Jahre lang blieb sie in dem Beruf, ehe sie ab 2001 ihrer Berufung folgte.

Dazu zählte auch die Pflege von Grosskatzen. Über ihre Arbeit im Zoo Zürich berichtete G.: «Wenn ich Coto, den Tiger, rufe, kommt er ans Gitter. Dann kann ich mit ihm Kontakt aufnehmen. Das ist die Schokoladenseite des Berufs.»

Ihre Faszination für Tiere sollte G. mit dem Leben bezahlen. Aus unbekanntem Grund befand sie sich Anfang Juli hinter statt vor den Gitterstäben des Tigergeheges. Das tragische Ende der Geschichte ist bekannt: Tigerin Irina griff Pflegerin G. an und biss sie tot.

«Ich verseele sie»

Unzählige Menschen teilen die Leidenschaft für Raubkatzen mit der verstorbenen Tierpflegerin. Der 28-jährige Dean Schneider liess nach einem Ferienaufenthalt in Südafrika sein Leben in der Schweiz hinter sich, gründete das Reservat Hakuna Mipaka und stellt zum Schutz der afrikanischen Tierwelt sein Leben in ihren Dienst. Unter anderem beherbergt er sechs ausgewachsene Löwen.

Dank Filmen, in denen er mit den wilden Raubkatzen auf zärtliche Tuchfühlung geht, hat er eine Instagram-Gemeinde von 640 000 Followern hinter sich geschart. Seine Lebensaufgabe sieht er darin, den Tierbestand zu schützen. Um Aufmerksamkeit zu erzeugen, lässt er sich von Löwen das Gesicht ablecken.

Im Mittleren Westen der USA betreibt Joseph Maldonado einen Privatzoo, in dem er zeitweise über hundert Tiger beherbergte. Unter dem Pseudonym Joe Exotic spielt Maldonado in der Netflix-Serie «Tiger King» die menschliche Hauptrolle. Sein Geld verdient er unter anderem damit, indem er dem Publikum Körperkontakt zu seinen Raubkatzen gewährt.

Junge Tiger werden so zu Schosskätzchen degradiert und von den Besuchern gestreichelt. Damit lassen sich pro Tier 100 000 Franken verdienen – ehe der Tiger für die Besucher zum Sicherheitsrisiko wird.

Was fasziniert Menschen so sehr an den gefährlichen Grosskatzen, dass sie mit ihrem Leben spielen, um den Tieren nahe zu sein? Wer eine Antwort auf diese Frage sucht, erkundigt sich am besten bei René Strickler, dem berühmtesten Raubkatzentrainer der Schweiz.



«Der grösste Feind der Tiere in Gefangenschaft ist die Langweile»: Sibirischer Tiger.

Seine Leidenschaft für die wilden Tiere entdeckte Strickler auf dem Schulweg in Rapperswil. Dieser führte an den Winterstallungen des Circus Knie vorbei, wo die Tiere jeweils auf die kommende Saison vorbereitet wurden.

Von «Dressur» mag Strickler nicht sprechen: «Das vermittelt einen falschen Eindruck.» Die Arbeit mit den Tieren erfordere Achtsamkeit, Zuwendung, Einfühlungsvermögen, Liebe und Respekt: «Man muss das Tier kommen lassen. Aufdrängen kann man sich ihm nie.»

Auf den Fotos, die bei ihm zu Hause in Rapperswil an den Wänden hängen, herrscht die totale Eintracht. Strickler krault einen Leopard am Hals, ein Löwe schmiegt seinen Kopf an die Wange des Trainers, ein Tiger streckt ihm die Schnauze wie zum Kuss entgegen.

Dass er wilde Raubkatzen vermenschliche, weist Strickler von sich: «Ich verseele sie.» Mit anderen Worten: Es gehe darum, die Seele der Tiere zu erreichen.

Das funktioniert nur, wenn man sich zu hundert Prozent auf sie einlasse: «Der grösste Feind der Tiere in Gefangenschaft ist die Langweile», sagt Strickler. «Mit Raubkatzen zu arbeiten, ist ein Sieben-Tage-Job – rund um die Uhr.»

Das bestätigt der englische Raubtiertrainer Alexander Lacey. Auf seine Beziehung mit den

Tieren angesprochen, sagt er: «Ich bin Lehrer und Freund der Raubkatzen. Ich füttere die Tiere, gebe ihnen zu trinken, miste die Gehege aus und bin 24 Stunden am Tag verfügbar, falls sie mich brauchen.»

Auf die Frage, weshalb er sein ganzes Leben den Raubkatzen gewidmet habe, zitiert Strickler aus seiner Biografie: «Die Faszination, die Raubtiere auf mich ausübten, war immer stärker als jedes andere Interesse, das meine Berufswahl hätte beeinflussen können.» Er erzählt von «intensiven Gefühlen», «unvergesslichen Begegnungen», «tiefsten Freundschaften», von einem Leben «voller Freude» und «frei von stumpfer Routine».

Das klingt ähnlich wie das, was Ruth G. seinerzeit über ihre Beziehung zu Tieren sagte: Diese seien immer ehrlich. «Von den Tieren könnten wir Menschen viel lernen.»

Angriff von Tosca

Auch Strickler zahlte einen hohen Preis für das aufregende, naturnahe Leben mit Wildtieren, auch wenn ihm das Schicksal von Ruth G. erspart blieb. Er erinnert sich daran, als sei es gestern gewesen: «Es war der 18. Oktober 1988, und ich wollte, dass die Tiere im Aussengehege die Sonne geniessen können.»

Da bemerkte Strickler, dass sich Tigerdame Tosca am Schieber zum Lauftunnel zu schaf-

fen machte. Er ging ins Gehege, sprach Tosca an und dirigierte sie zur Seite. Sie fauchte – eine normale Reaktion. Die Tigerin stammte aus einem Zoo, in dem sie schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht hatte.

Strickler erzählt: «Als ich mich zum Schieber hinunterbückte, behielt ich Tosca im Auge. Die Türe klemmte. Da drehte ich reflexartig den Kopf. Diese Bewegung reichte, um Tosca zu provozieren. Sie sprang mich an, riss mich zu Boden und verbiss sich in meine Beine.» Erst eine Schreckschusspistole brachte die Tigerin dazu, von Strickler abzulassen.

Dem Tier die Schuld geben mochte er nie: «Ich hätte Tosca – mit ihrer schwierigen Vorgeschichte und dem belasteten Vertrauen – nie aus den Augen lassen dürfen.» Der Zwischenfall prägt seine Arbeitsweise aber bis heute: «Der Respekt muss zuoberst stehen.»

Dazu gehört, dass er Anfragen von Interessenten, die eine Grosskatze berühren wollen, ablehnt. Nur einmal habe er eine Ausnahme gemacht – bei einem krebserkrankten elfjährigen Buben, dessen sehnlichster Wunsch es war, einem Tiger nahe zu sein: «Für wenige Minuten konnte er alles vergessen, was ihn sonst belastete. Das war ein wunderschönes Erlebnis.»

Spaziergang mit Gepard

Auch Rolf Knie teilt die Faszination für die grossen Katzen. Der Spross der Zirkusdynastie wuchs quasi mit ihnen auf. Sein Cousin Louis bot eine der schönsten Raubtiernummern Europas, sein Bruder Fredy Junior war der Erste, der einen Tiger dazu brachte, auf einem Nashorn zu reiten. Rolf Knie assistierte. Heute betont er: «Wir sind mit dem Wissen aufgewachsen, dass man diesen Tieren immer mit Respekt und Vorsicht begegnen muss.»

In seiner Malerei sind Tiere ein wichtiges Sujet. Beim Publikum kommen die Tiger am besten an. Knie erklärt sich das auch mit deren Schönheit: «Die Tiger mit ihren Streifen weisen ein schon fast abstraktes Design auf.» Der Mensch sei aber vor allem von der Grösse und Kraft dieser Tiere beeindruckt: «Der Sibirische Tiger ist das grösste Landraubtier der Erde.» Auch deshalb würde Knie nie ein so gewaltiges Tier berühren: «Ich streichle nicht einmal mehr einen Schäferhund.»

Seine Erfahrungen mit der Unberechenbarkeit von Grosskatzen hat aber auch er gemacht. Einmal spazierte er mit einem Gepard an der Leine durch die Stadt: «Plötzlich legte sich die Katze aufs Trottoir, um in der Sonne zu liegen. Es erforderte einige Überzeugungskraft, um sie wieder in Bewegung zu setzen.»

Solche Aktionen würde er heute nicht mehr machen. Trotzdem sagt er, Filme auf Netflix oder Instagram könnten das physische Erlebnis im Zoo oder Zirkus nie ersetzen. Wer die Faszination von Tigern und Löwen spüren wolle, müsse ihnen in die Augen schauen – getrennt durch Gitterstäbe, versteht sich. ○

Debatten

Ein Schweizer namens de Pury

Hinweg mit dem Denkmal für einen Sklavenhändler!
Ein Farbschlag in Neuenburg soll die Geschichte säubern.
Nur: welche? Von René Zeyer

Kollektive Scham wird eingefordert. Auch in der Schweiz. Denn obwohl es seit 1291 keine Sklaverei bei den Eidgenossen gab, haben sie doch sicherlich daran gut verdient. Zum Beispiel David de Pury. Geboren 1709 in Neuenburg, gestorben 1786 in Lissabon.

Sein Vater war Jean Pierre Pury, der versuchte, am untersten Zipfel von South Carolina eine Schweizer Kolonie namens Purrysburg zu gründen. David de Pury, eins seiner acht Kinder, wuchs in einem Waisenhaus auf, was ihm die Teilnahme an dieser gescheiterten Kolonialisierung ersparte.

Über Zwischenstationen in Marseille und London gelangte de Pury 1736 nach Lissabon, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Als er unverheiratet und kinderlos starb, hinterliess er seiner Geburtsstadt eine Erbschaft von – in heutigen Zahlen – weit über 600 Millionen Franken.

Damit baute Neuenburg ein Spital, die erste öffentliche Bibliothek der Schweiz, das Rathaus, Schulen und führte Strassenarbeiten durch. Aus Dankbarkeit für diese gigantische Schenkung errichtet ihm die Stadt 1855 ein Denkmal. Nur: Wie kam de Pury zu diesem grossen Vermögen?

Es sind nicht allzu viele Dokumente aus seinem Leben erhalten. 1755 zerstörte ein Erdbeben nicht nur Lissabon fast vollständig, auch viele Archive wurden vernichtet. De Pury musste ebenfalls namhafte Verluste wegstecken. Aber als arbeitsamer Protestant in einem überwiegend katholischen Land hatte er sich das Vertrauen des portugiesischen Adels erworben.

Durch Beziehungen eroberte er sich faktisch ein Monopol auf den Import von Diamanten und Edelhölzern aus der damaligen Kolonie Brasilien. Er gründete eine Bank und wurde einer der Vertrauensbanker des Königshofes.

Sklaverei in Portugal abgeschafft

Sein Grab in Lissabon ist ungepflegt und trägt die Inschrift: David Baron de Purry, died 31 May 1786, age 78. Denn er besass auch die englische Staatsbürgerschaft, während ihn der da-

malige preussische König Friedrich der Grosse zum Baron ernannt hatte.

Was also motiviert anonyme Kämpfer gegen Sklaverei dazu, sein Denkmal nach immerhin 165 Jahren mit roter Farbe zu übergiessen? Laut der NGO Cooperaxion, die eine Datenbank über «im Sklavenhandel involvierte Schweizer» führt, gehörte auch de Pury zu den

Sklavenhändlern Portugals. Genauer: Er soll Aktien der Frachtgesellschaft Pernambuco e Paraíba besessen haben.

Die wurde 1759 vom Marquis de Pombal, dem Premierminister und Vertrauten des Königs Joseph, nach dem Vorbild der Ostindischen Kompanie und anderer halbstaatlicher Handelshäuser gegründet. Pombal war den Ideen der Aufklärung zugeneigt, und da sein König an Re-

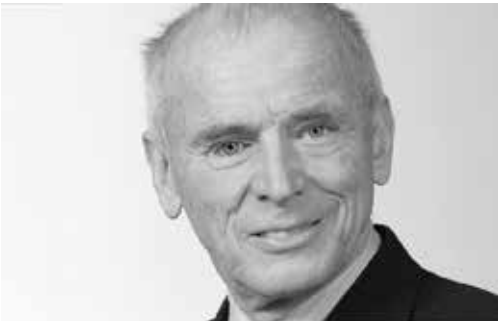
gierungsgeschäften nicht sonderlich interessiert war, führte er gegen den erbitterten Widerstand des Klerus Portugal aus dem finsternen Mittelalter in eine Art aufgeklärten Absolutismus. In den 25 Jahren seiner faktischen Herrschaft schaffte er neben vielem anderen die Sklaverei in Portugal ab. Als sein Schirmherr Joseph 1777 starb, entmachtete dessen streng religiöse Tochter Maria I. Pombal, stellte ihn unter Hausarrest und machte viele seiner Reformen wieder rückgängig.

Unbestreitbar ist, dass diese Handelsgesellschaft, wie alle anderen in der damaligen Zeit auch, Sklavenhandel betrieb, indem sie Afrikaner aus Angola nach Brasilien verkaufte. Bis zum Tod de Purys handelte es sich – die Quellenlage ist naturgemäss sehr unsicher – um rund 23 000 bis 40 000 aus dem heutigen Angola verschleppte Sklaven.

War das ein Verbrechen? Zweifellos. War de Pury ein Sklavenhändler? Zweifellos nicht. Aber er war an einer Handelsgesellschaft beteiligt, die Sklavenhandel betrieb. Was damals nicht als etwas Verächtliches angesehen wurde. Sollte also 234 Jahre nach seinem Tod das Denkmal beseitigt werden? Dann aber auch gleich das Rathaus, das Museum und viele weitere Einrichtungen, von denen heute alle Neuenburger profitieren. Obsie sich als Kämpfer gegen Rassismus verstehen oder nicht.



Kollektive Scham wird eingefordert.



Essay

Was kann man heute noch für die Freiheit tun?

Der Staat sucht sich laufend neue Aufgaben. Am gefährlichsten sind die unzähligen Formen der Zentralisierung. Man muss aufpassen, dass man nicht vereinnahmt wird. *Von Robert Nef*

Wie haben sich echte Freunde der Freiheit angesichts der real existierenden Macht des real existierenden Staates zu verhalten? Kapitulieren, schrittweise Verbesserungen postulieren, einen «geordneten Rückzug aus Fehlstrukturen» fordern, «Warten auf den Zusammenbruch» oder diesen durch aktiven Widerstand beschleunigen? Gibt es gegenüber der Staatsgewalt graduelle «dritte Wege» zwischen totaler Anpassung und totalem Widerstand?

Es gibt in der Tat eine philosophische und auch eine politische «Bandbreite», innerhalb deren sich selbstbewusste Eidgenossen, liberale Befürworter des Ordnungsstaates, libertäre Staats skeptiker und zivilrechtsgesellschaftliche Staatsopponenten bei allen Unterschieden durchaus verbünden können, ohne ihre eigenen Idealvorstellungen zu verraten. Es gibt in der Politik auch eine durchaus bürgerliche Verbindung aufgrund gleicher Gegnerschaft, die nicht unbedingt einheitliche Zielvorstellungen voraussetzt.

Erzwungene Verbrüderung

Man kann als Freiheitsfreund wenigstens gegen jeden weiteren Staatsausbau und jede weitere Zentralisierung ankämpfen. Politische Macht lässt sich nicht problemlos abschaffen, sie lässt sich aber in kleine territoriale und institutionelle Stücke zerlegen, die sich gegenseitig konkurrenzieren, kontrollieren, entgiften und – wenigstens teilweise – Exit-Optionen, alternative wählbare Vernetzungen und Lernprozesse durch Vergleich ermöglichen. Und, was ganz wichtig ist: Man kann – auch als Klassisch-Liberaler – nicht genug vor der Gefahr der grossen zentralen, korporatistischen Verbrüderung von Big Government, Big Business und Big Data im kontinentalen oder globalen *crony capitalism* warnen.

Natürlich wird diese Verbrüderung teilweise recht brutal von der real existierenden Staatsmacht erzwungen, aber diese Macht ist nur darum so erfolgreich, weil auf der anderen Seite die opportunistische Bereitschaft zur Kooperation mit dem Staat zunehmend vorhanden ist. Vor allem von der «organisierten Wirtschaft» wird sie als «Weg der Vernunft» und als alternativlose «Anpassung an Sachzwänge» in einer real existierenden etatistischen *second-best*-Welt angepriesen.

Die politische Flucht in den grösseren Verband, bei der mehr an Selbstbestimmung verlorengeht als an Freiheit gewonnen wird, ist leider auch für viele Liberale eine beliebte Option, weil man damit einerseits temporär wirtschaftliche Vorteile herausholt und andererseits einen Teil der politischen Verantwortung nach oben abschieben kann, nach dem Motto:



Schattenseite der Machtpolitik.

Die Zentrale wird's schon richten. Da machen heute leider relativ bedenkenlos auch Ordoliberaler und Klassisch-Liberale und andere Bindestrich-Liberale fröhlich mit, und das freiheitsbewusste Entstehen für Eigenständigkeit wird aus dieser Sicht als «nationalkonservatives Anliegen» diffamiert.

Die EU ist heute für viele Deutsche, auch für Liberale, sozusagen die Ersatznation, mit der man sich identifiziert – und dabei im Stillen hofft, eine Führungsrolle spielen zu können. Bekenntnisse wie «Germany first», oder «Ich bin stolz, Deutsche(r) zu sein» sind heute in Deutschland historisch diskreditiert, also ist

man stolz auf das Europäertum und die Zugehörigkeit zur EU. Wie «freiheitlich» diese unterwegs ist, bleibt sekundär. Aus liberaler Sicht sollte man aber stolz sein auf den Rest an Freiheit, der uns als Menschen noch bleibt, und darauf hinwirken, dass dieser im unmittelbaren Umfeld, das man gemeinsam noch beeinflussen kann, grösser und nicht kleiner wird. Das Motto im Wappen des Kantons Waadt («Liberté et Patrie») kann durch eine kleine Änderung kosmopolitisch umgedeutet werden: «Liberté est Patrie».

Was gibt es für Mittel gegen die Zentralisierung und die wachsende Staatsmacht, die auf einem breitabgestützten und oft blinden Glauben an den Staat und zentralisierte Institutionen beruht? Es gibt kein Patentrezept. Zu propagieren ist ein beharrliches Nein zu weiteren Zusammenschlüssen, ein schrittweiser Ausstieg aus grenzenloser Umverteilung und Verschuldung, eine Entziehungskur, die umso realistischer ist, je kleiner die politischen Körperschaften sind, die das Experiment wagen.

«Kreative Dissidenz»

Staatsmacht ist – insoweit sie auf blindem Glauben beruht – stets angemassete Macht. Ein wirksames Mittel gegen angemassete Macht ist auch der Humor. Was einmal als lächerlich entlarvt ist, hat – mindestens zunächst einmal – keine Macht mehr. «Man kann stets alle für eine begrenzte Zeit und einige für alle Zeit, aber nicht alle für alle Zeit zum Narren halten», meinte Abraham Lincoln einst treffend. Dafür sorgen alle spontanen Individuen, welche die allgemeine Heuchelei nicht mitmachen. Nach jeder Blossstellung angemessener Macht tauchen indessen wieder neue Scharlatane auf mit neuen, noch nicht entlarvten Versprechungen und Verheissungen. Das ist die Schattenseite der Machtpolitik. Gibt es eine andere? Der Schlüsselbegriff für den freiheitlichen Umgang mit der Staatsmacht ist die «kreative Dissidenz», die sich mit Fantasie, Unternehmergeist und Humor beharrlich für Formen des zivilisierten Zusammenlebens auf der Basis freier Vereinbarungen einsetzt.

Robert Nef ist Publizist und ehemaliger Leiter des Liberalen Instituts

Unerwünschter Friedensstifter

Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa ist ein komplizierter Klub. Für wichtige Entscheide ist der Konsens der Mitgliedstaaten erforderlich. Was das bedeutet, bekam jetzt auch Thomas Greminger zu spüren, der die OSZE drei Jahre leitete. *Von Hubert Mooser*

Bevor er am 18. Juli seinen Arbeitsplatz in der OSZE-Zentrale in Wien räumte, hatte sich Generalsekretär Thomas Greminger über Youtube noch einmal an alle Mitarbeiter gewandt: «Wie Sie sich vorstellen können, bin ich enttäuscht», tat er kund. Es sei vielleicht ein Zeichen der Zeit, dass das Vertrauen in multilaterale Institutionen schwinde – und dass es «angesichts widersprüchlicher Standpunkte von Staaten dazu kommen musste». Greminger meinte damit die Nichtwiederernennung der gesamten Führungsspitze durch die Mitgliedstaaten.

Die OSZE hat dramatische Wochen hinter sich. Nach einem wochenlangen Hin und Her scheiterte der Schweizer Topdiplomate an dem für den Job als Generalsekretär notwendigen Konsens der 57 Mitgliedstaaten, genau wie die Vorsitzenden von drei anderen OSZE-Institutionen. Greminger ist verständlicherweise etwas frustriert und sieht sich als «Kollateralschaden einer politischen Dynamik», wie er der NZZ kürzlich anvertraute.

Und die lief so ab: Zuerst widersetzte sich Aserbaidschan einer Mandatsverlängerung des aus Frankreich stammenden OSZE-Medienbeauftragten Harlem Désir. Nachdem die Kaukasier von dieser Position nicht abrücken wollten, stimmte eine Staatengruppe unter Führung Frankreichs gegen die Verlängerung aller Mandate. Ein mit der Situation bestens Vertrauter erklärte, Länder wie Frankreich hätten ihre Wahlprinzipien («Alle oder keiner») über freundschaftliche Beziehungen gestellt.

Will erneute Kandidatur prüfen

Pech für die Schweiz, dass bei diesen Manövern einer ihrer Paradediplomaten über die Klinge springen musste. Ständerat Josef Dittli (FDP), Präsident der parlamentarischen OSZE-Delegation, sagt über Greminger: «Er ist ein Diplomat ohne Fehl und Tadel.» Dittli verlangt vom Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) jetzt einen Bericht zu den Vorgängen rund um die Nichtwiederernennung von Greminger. «Es ist wichtig, dass wir erfahren, wie das passieren konnte.» SVP-Nationalrat Andreas Aebi, Vizepräsident der Delegation, bedauert ebenso: «Es ist schade, dass ein kompetenter Mann solchen Spielchen zum Opfer fiel.» Gutinformierte Kreise in Wien schliessen jedoch nicht aus, dass Greminger am 18. Dezember – wenn die Mitgliedstaaten noch einmal über die Bestellung der OSZE-Spitze



Bis zum nächsten Einsatz: Botschafter Greminger (2. v.l.) mit Spitzenpolitikern.

befinden werden – ein weiteres Mal antritt. Persönlich will er sich noch nicht festlegen. «Ich werde mir jetzt ein paar Wochen Zeit nehmen und zusammen mit meinen Berner Kollegen EDA-interne und externe Optionen wie auch eine erneute Kandidatur prüfen.»

Der gebürtige Thurgauer, der im Kanton Zürich aufgewachsen ist, gilt als einer der talentiertesten Diplomaten in Bern. Er stand aber lange im Schatten anderer EDA-Stars. Wer ihn darauf ansprach, dem gab Greminger zu verstehen: «Ein Schweizer Diplomat, der sich nicht mit EU-Politik befasst, existiert in der Wahrnehmung der Schweizer Öffentlichkeit nicht.» Wenn es galt, ein Spitzenamt zu besetzen, fiel meistens auch sein Name. Gremingers politische Heimat sind die Sozialdemokraten. Es gibt einen roten Faden, der sich durch sein Leben zieht: Frieden stiften. Sicherheits- und friedenspolitische Fragen hätten ihn seit seiner Jugend interessiert. «Der Wunsch, diese in einer bescheidenen Weise mitgestalten zu können, hat dazu geführt, dass ich Diplomat geworden bin», sagt Greminger.

Der 59-Jährige wuchs in Adliswil auf, in der Heimatgemeinde von Sportstars wie Skirennfahrer Peter Müller oder Radlegende Ferdy Kübler. Er studierte Geschichte, Volkswirtschaft und Politologie an der Universität Zürich und doktorierte in Geschichte mit der Dissertation «Ordnungstruppen in Zürich: Der Einsatz von Armee, Polizei und Stadtwehr Ende November 1918 bis August 1919». 1990 trat er in den diplomatischen Dienst des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten ein. Nach Stationen in Bern, Tel Aviv und Genf arbeitete er in diversen lei-

tenden Positionen im In- und Ausland. Ab 2010 war er als Botschafter der Schweiz bei der OSZE in Wien tätig.

Sherpa von Aussenminister Burkhalter

Parallel zur EDA-Laufbahn trieb er seine militärische Karriere voran, wobei er es bis zum Generalstabsoffizier im Rang eines Oberstleutnants brachte. Ein hoher Armeecoffizier als Friedensapostel – das passt laut Greminger gut zusammen. «Das militärische Engagement hat mir geholfen, sicherheits- und friedenspolitische Fragen besser zu verstehen», sagt er. «Es macht mich bei der Diskussion politisch-militärischer Fragen kompetenter und glaubwürdiger im direkten Umgang mit Verteidigungsministern und Generälen.»

In den Fokus der Öffentlichkeit geriet er besonders 2014, als die Schweiz den Vorsitz der OSZE übernahm und er für Aussenminister Didier Burkhalter bei dessen OSZE-Expeditionen den Sherpa spielte. Das Duo vermittelte damals unter anderem im Ukrainekonflikt. Drei Jahre später ernannten die Mitgliedstaaten Greminger zum Generalsekretär der OSZE. Eine komplizierte Geschichte.

Das Konsens-Erfordernis für alle wichtigen Fragen schränkte den Spielraum des Generalsekretärs ein, sagt er.

Als Höhepunkte seiner Amtszeit bezeichnet er die jährlichen Ministerratstreffen oder den Besuch der OSZE-Sonderbeobachtungsmission in der Ukraine 2018. Greminger will vorläufig in Wien bleiben, «bis der nächste Einsatz geklärt ist». Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird das wieder eine Mission für Frieden und Sicherheit. ○

«China versteht sich als Demokratie»

Für den Philosophieprofessor David Bartosch braucht es mehr Zusammenarbeit zwischen Ost und West. Der in Peking lehrende Deutsche empfiehlt dem Westen, mehr Verständnis gegenüber den chinesischen Eigenheiten aufzubringen. Einen Zusammenprall gelte es unbedingt zu verhindern. *Von Roman Zeller*

Hongkong ist faktisch unter die Macht Chinas gestellt. Peking hat die Hegemonie im Südchinesischen Meer gesichert. Und mit der «One Belt, One Road»-Initiative dehnt das neue Empire seinen globalen Einfluss aus und verschiebt das Zentrum der Welt von West nach Ost.

Will China die Welt erobern? Müssen wir uns fürchten? Mit diesen Fragen beschäftigt sich Professor David Bartosch seit über zwanzig Jahren. Der 43-Jährige lehrt an der Beijing Foreign Studies University in Chinas Hauptstadt, wo er seit 2016 lebt. Sein Spezialgebiet: die vergleichende Philosophie zwischen Asien und Europa. Der Bremer publiziert in englischer Sprache, aber auch auf Chinesisch.

Wir treffen den Philosophen in Stolberg. Im charmanten Städtchen verbringe er mit seiner Frau, einer Chinesin, gerne die Ferien. Die Ortschaft liegt auf der Trennlinie, die im Kalten Krieg Ost und West trennte. Wie ist das Verhältnis heute?

Herr Bartosch, viele fürchten, China wolle die Welt erobern. Eine begründete Angst?

Angst ist immer problematisch, wenn sie auf mangelndem Verstehen, falschen Vorstellungen und unbegründeten Assoziationen gründet. Bezüglich China: Man muss sich erst mit der Kultur, der Zivilisation, der politischen Macht und der Wirtschaft befassen – neutral. Das ist ganz wichtig?

Versteht der Westen das Reich der Mitte nicht?

Viele sehen das Land durch die westliche Brille. Damit wir China wirklich verstehen, müssen wir vorurteilsfrei analysieren und die eigenen Wertgebäude nicht auf den fremden, kaum verstandenen Kontext projizieren.

Mit «Brille» meinen Sie unsere Prinzipien: Demokratie und freier Markt, Redefreiheit und Rechtsstaatlichkeit?

Ich meine damit nicht, unsere Prinzipien auszublenden – wir sollten erst mal vergleichen. Chinas ist anders, es ist in einem anderen historischen, sehr verschiedenen sprachlichen Kontext so geworden, wie es ist. Über Jahrtausende.

Was raten Sie?

Wir müssen bestimmte Grundfragen stellen: Woher kommen die Chinesen? Welches sind prägende Ereignisse? Und ich meine



Es kommt etwas Selbstbewusstes, das mag bedrohend wirken.

nicht nur das moderne China seit 1949. Es geht um die ganze Geschichte. Dann, auch wichtig, das geistige Zentrum: Was ist das? Die Ausprägungen und Strömungen – Konfuzianismus, Daoismus, Buddhismus und andere Denkschulen – sind verflochten und

«Ein Kampf der Kulturen muss unbedingt vermieden werden. Das wäre fatal.»

steuern die Grundlagen für die «Chinese characteristics» bei. Daraus hat sich die gesellschaftliche Struktur gebildet. Aber auf welcher bewusstseinsgeschichtlichen Basis steht das heutige China? Welchen Kurs schlägt das Reich der Mitte davon ausgehend ein? So-

lange wir diese Fragen nicht durchgedacht haben, ist unsere Angst eine sinnlose.

Auch wenn sich ein chinesischer Grosskonzern – wie im Fall von GC, einem Zürcher Fussballklub – bei uns einnistet?

Die Menschen fürchten, was sie nicht kennen, klar. Vielleicht ist das aber auch Ausdruck einer generellen Zukunftsangst, dass sich etwas verändert, und zwar rasant.

Der globale Schwerpunkt verschiebt sich nach Osten.

Ja, klar. Das begründet aber keine Angst. Es sind mehr das Tempo und die Grösse des Landes, die beeindruckend. China war in den siebziger Jahren am Boden, man konnte das mit einem armen afrikanischen Land vergleichen. Heute ist China Wirtschaftsmacht Nummer zwei. In Europa haben wir es ver-

passt, diesen Aufstieg angemessen zu reflektieren; Europa ist nicht vorbereitet, und jetzt herrscht Angst, weil China plötzlich da ist...

... und wie ein Tsunami hereinbricht?

Es kommt etwas Selbstbewusstes, das mag bedrohend wirken. Ein Tsunami wäre aber übertrieben. Vielleicht ist es die Geschwindigkeit, mit der China wieder in die Position aufstieg, die es einst innehatte, die Angst erzeugt. Das Land war Jahrtausende eine Weltmacht, bis 1839/40 der erste Opiumkrieg ausbrach. Dann begannen die westlichen Imperialmächte, China unter sich aufzuteilen.

Schlägt China zurück?

Nein. Die Gewalterfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts sind für China mehr ein wichtiger Grund für den Wunsch nach einer starken Nation. Es sucht einen stabilen Ausgleich und hofft auf politisch-kulturelle Akzeptanz.

Die Weltwirtschaft ist geschwächt, durch ein Virus das aus China kam. Inwieweit dehnt China mit Corona seinen Einfluss aus?

Wem nützt diese Frage? *Cui bono*? Das Wort «Einfluss» ist hier eher negativ besetzt. Diese Bedeutung wird mit dem Hinweis auf das Virus verstärkt. Das Wort «China» wird damit suggestiv identifiziert. Was ich beobachte ist: Chinesische Studenten werden durch die gegenwärtige US-Administration aus dem Land geekelt. Diese haben seit früher Kindheit begeistert und unter grossen Mühen die englische Sprache gemeistert. Eine australische Kollegin erzählte mir, dass an ihrer Uni die Pleite drohe, weil die chinesischen Studenten ausbleiben. Statistiken und persönliche Berichte aus meinem Bekanntenkreis zeigen mir, dass der Rassismus gegen asiatischstämmige Menschen extrem zugenommen hat. Wir müssen aufpassen, dass dieser nicht noch mehr zu uns herüberschwappt. Europäische Geschäftsleute werden ihre Produkte weiterhin in China bestellen. Mit einseitigen Verallgemeinerungen blockieren wir unsere Erkenntnisfähigkeit – und verletzen die Gefühle von Menschen. Es gibt immer mindestens zwei Sichtweisen. Diese müssen wir rational ins Gleichgewicht bringen. Nur dann können wir erfolgreich agieren und vorankommen.

Würden Sie sagen, dass die Chinesen friedfertig sind?

Nicht alle Chinesen sind gleich, aber ein Grundgedanke lautet: «Warum rächen?» Man will kein Ungleichgewicht erzeugen, kein ständiges Hin und Her.

Die Fehde mit Amerika widerspräche dem.

Nein. Das sind rationale Gegenreaktionen von China, keine Racheakte. Das Problem

mit Amerika hat tiefgründigere Ursachen wirtschaftlicher Art. Das hat nichts mit der Geschichte des Kolonialismus zu tun. Das sind zwei völlig verschiedene Paar Stiefel. Da schwingt die Grundsatzfrage mit: Sollen wir zusammenarbeiten oder nicht? Ein Lager sagt, wir kommen gar nicht umhin, weil in China ein Fünftel der Erdbevölkerung lebt, das Land ist die zweitgrösste Wirtschaftsmacht – ein unglaublicher Markt. Andere wollen dagegenhalten. China streckt die Hand aus und sagt: «Wir nehmen wieder eine Stellung ein, die wir bis Mitte des 19. Jahrhunderts innehaten, und wir bitten euch, uns auch mit unseren Eigenheiten zu akzeptieren.»

China verletzt Menschenrechte, zensiert, was nicht ins System passt, lässt kaum Raum für politische Mitsprache. Wie beurteilen Sie das?

Ja, gut, was aber ist die Alternative zur Kooperation? Wir kommen nicht darum herum, eine Balance zu finden und sie auch zu erhalten. Ein «clash of civilizations» – ein Kampf der Kulturen – muss unbedingt vermieden werden. Das wäre fatal. Und ja, ich denke, der Westen kann akzeptieren, dass Nachbarn sich selbst anders organisieren. Schon Aristoteles sagte: Das Kriterium für eine gute Regierung ist nicht, ob einer, eine kleine Anzahl oder alle entscheiden; das Kriterium ist, ob diejenigen, die in der Verantwortung stehen, zum Wohle des Ganzen entscheiden. Profitieren sollen alle, unabhängig von der Staatsform – China versteht sich zum Beispiel auch als Demokratie.

Als Demokratie?

Ja, einfach mit einem anderen Hintergrund. Es beginnt mit der Übersetzungsproblematik: «Demokratie» hat im Chinesischen keine Wurzeln in Athen, sondern geht auf das chinesische Altertum zurück, dessen System sich von der griechischen Polis unterschied. Das spielt bis heute, auch im Sozialismus chinesischer Prägung, eine Rolle. Die Idee der Partizipation unterscheidet sich von unserer Form. Schon in der Vormoderne Chinas war es möglich, mit Leistung und Qualifikation zu partizipieren. Die Entscheidungsträger sollten die Geschäfte der Gesellschaft regeln. Top-down, wie ein Gehirn. Das Zentrum entscheidet, alle anderen führen aus, idealerweise zum Wohle des Ganzen. Nicht aus egoistischen Motiven, sondern zum Glück aller.

«Zum Glück aller»: Ist dies das verbindende Element zwischen Ost und West?

Vielleicht. Die chinesische Zivilisation hatte immer das grosse Ganze im Blick. Das antike Rom, die Kolonialmächte und andere Kräfte wirtschafteten weit weniger nachhaltig und versuchten, Probleme zu beheben, indem sie neue Länder eroberten. China hingegen hat sich, kurz gesagt, mit einer Mauer selbst beschränkt, sein Weltbild nie missioniert und offenen Handel angestrebt.

Zur Seidenstrasse: Wie beurteilen Sie das weltumspannende Projekt?

China expandiert, das ist unbestritten. Aber ist das jetzt Imperialismus, wie es der Westen früher gegenüber China praktizierte? Die Pointe ist, die ehemaligen Mächte, die selber expandierten, projizieren diese Angst. Und das andere Problem ist, dass sich China mit ehemals kolonialisierten Ländern verbindet und beispielsweise Afrika aufbaut.

Steht bei Afrika nicht der Eigennutz im Vordergrund?

Untersuchungen zeigten, dass China in Afrika Strassen baut, diese aber nicht alle zum Meer führen, sondern primär afrikanische Staaten verbinden. Die

meisten sind nicht ausgelegt, um Rohstoffe abzutransportieren – das wäre Kolonialismus. Im Gegenteil: Es geht darum, den Handel anzukurbeln. Man muss wissen, die chinesische Mentalität ist anders: Chinesen sind sehr aktiv. Wo ich lebe, in Peking, wird Tag und Nacht gebaut und gehämmert, jeder ist bestrebt, an der Milliardengemeinschaft teilzunehmen.

Wo sehen Sie verhaltenstechnisch den gemeinsamen Nenner zwischen Ost und West?

Gerade die Kultur schafft Felder, um kommunizieren zu können. In verschiedenen Bereichen: Technologie, Esskultur, Trinkkultur, Sport, Theater, Musik, Wissenschaft – da werden wir nicht laufend mit den ideologischen Unterschieden konfrontiert. Es knatscht nicht, es gibt Einstiegsbrücken. Diese sind wichtig, um Zusammenstösse zu verhindern. Die Chinesen interessieren sich unglaublich für europäische Kultur.

Bringt die Seidenstrasse die Völker einander näher?

Ja. Und das hat ja schon mal funktioniert, die Handelsroute ist bekannt. Über Jahrtausende konnten verschiedenste Imperien koexistieren und im gegenseitigen Interesse Handel treiben. Der kulturelle Austausch spielte dabei eine tragende Funktion. China kam nicht auf Schiffen, mit Pferd und Schwert oder Kanonen und nahm die Länder ein. Das gab es noch nie. ○



David Bartosch.

«Wir kommen nicht darum herum, eine Balance zu finden und sie auch zu erhalten.»

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.-
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Dr Gion-Gieri

Alle reden über «Black Lives Matter». Doch auch wir Oberländer Rätromanen sind Opfer von Diskriminierung. Es gibt sogar eine eigene Witzgattung auf unsere Kosten. Zeit für eine Wiedergutmachung.
Von Gion Mathias Caveltz

Mein Name ist Gion, der meines Bruders Gieri. Damit sind wir auch schon direkt beim Thema angelangt: den sogenannten Gion-Gieri-Witzen. Deren Inhalt: die Beschränktheit der romanischsprachigen Bündner Oberländer. Letztere galten (und gelten durchaus noch immer) in den deutschsprachigen Regionen Graubündens (vor allem Chur und Prättigau) als absolute Trottel, Idioten, Einfaltspinsel, Hinterwäldler, Inzestprodukte (der Vater ist gleichzeitig der Onkel, der Bruder und der Cousin), Untermenschen.

Eine spontane Suche im Internet fördert als Erstes folgenden Gion-Gieri-Witz zutage (Quelle: www.grheute.ch):

*Dr Gion Gieri fährt uf Khur in da Stau
Bremsa fahra, bremsa fahra, do bruchsch
Geduld, sait ihm d' Frau*

*Warta und warta, er isch schu ganz frustriert
Gion Gieri, du söttisch fahra, z'Auto vorna isch
parkiert.*

Ehrlich gesagt: enttäuschend. Da hatte es doch Sprüche von ganz anderem Kaliber gegeben, meiner Erinnerung nach.

Der zweite Witz, den ich ergoogel, geht dann schon eher in die richtige Richtung (Quelle: www.massueger.ch; auffälligerweise auch in Reimform, hat vielleicht etwas mit der Fasnacht / Churer Schlagerparade zu tun):

*Dr Gion Gieri aus Vrin
Der langt den Mädchen dorthin
Wo die Mädchen, nicht die Knaben
Es einfach halt am liebsten haben
Ein solcher kommt nicht von Vrin, eher aus Dalin.*

Hm. Ich verstehe die Pointe nicht. Soll das eventuell heissen, dass alle aus Vrin Stammenden schwul oder Päderasten sind?

Bei Witz Nummer drei (Quelle: www.tageswoche.ch; unkommentiert in einer Reportage von Urs Buess vorkommend) ist dann allerdings alles klar:

«Gion-Gieri und Crescenza haben geheiratet, liegen in der Hochzeitsnacht nebeneinander im Bett. Crescenza: Du, Gion-Gieri, es ist unsere Hochzeitsnacht, rücke näher. Gion-Gieri rückt näher. Du, Gion-Gieri, es ist unsere Hochzeitsnacht, streichle mich doch. Gion-Gieri streichelt Crescenza. Gion-Gieri: Du, Crescenza, es ist un-

*Your lives matter
auch ein bisschen!*

sere Hochzeitsnacht, zieh deinen Pullover aus. Gion-Gieri regt sich nicht. Da reisst Crescenza an seinem Pullover. Gion-Gieri: Das ist kein Pullover, das ist mein Ekzem.»

Genau! Da haben wir ihn wieder, diesen absolut menschenverachtenden Vibe, an den ich mich noch aus den 1980er Jahren erinnern kann.

Tatsächlich habe ich mich in den letzten Tagen – angesichts des globalen Aufbaus gegen jede Form des Rassismus und der Diskriminierung – gefragt: Wann steigen die Rätromanen auf die Barrikaden? Sind die Gion-Gieri-Witze nicht soo schlimm? Womit sich die Anschlussfrage stellt: So schlimm wie was? Wie kann man «schlimm» messen? Lässt sich das Schick-

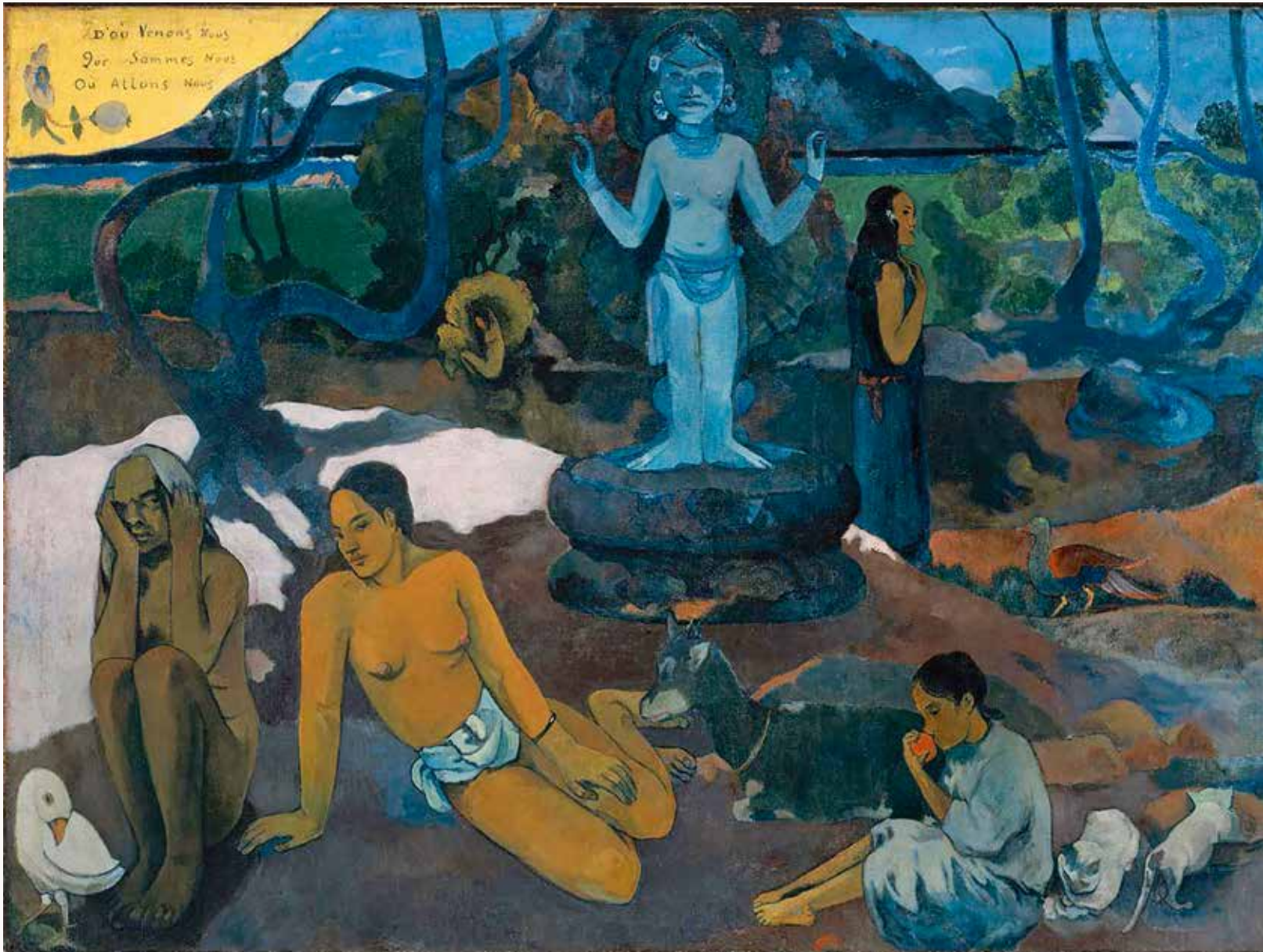
Soll das heissen, dass alle aus Vrin Stammenden schwul oder Päderasten sind?

sal eines Rätromanen mit einem 96stel Schokokuss aufwiegen? Wie heisst dieses Wort eigentlich auf Romanisch? Nun, zumindest auf diese Frage liefert der «Pledari Grond» eine klare Antwort: «Mohrenkopf (kugelförmiges Gebäckstück aus Biskuitteig) [m] = morin [m] / chau da tschigulatta [m]»; wobei morin mit «kleiner Mohr», «Möhrchen» übersetzt werden kann.

Sprachanalog kann man nicht anders, als allen Rätromänchen und vor allem allen Gion-Gierchen zuzurufen: Verlangt Wiedergutmachungen! Subvenziunchen! Your lives matter auch ein bisschen! Solltet ihr es jetzt nicht verstehen, aus euren Diskriminierungswunden blankes Cash herauszuschlagen, seid ihr wirklich Trottel. Idioten. Einfaltspinsel. Und Schlimmeres.

Gion Mathias Caveltz ist Schriftsteller und Satirikerin Schwamendingen.





Er suchte das Unauffindbare: «D'où venons-nous? Que sommes-nous? Où allons-nous?» von Gauguin, 1897.

Ikone der Woche

Paradieslosigkeit

Von Michael Bahnerth

Jene von uns, die sich aufmachten, es zu suchen, wissen, dass sein Finden alles Glück der Welt braucht: das Paradies. Das Paradies ist so selten wie ein 1000-karätiger Diamant, so flüchtig wie eine Sternschnuppe, so kostbar wie eine Oase. Es sei denn, wir tragen eines in

uns – aber wer tut das schon? Es gibt keine Paradiese, weil ein Paradies ein Ort wäre, an dem es keine Schmerzen gäbe, keine Vergänglichkeit. Keine der sieben Todsünden und auch keine der sieben Tugenden würden als Früchte an seinen Bäumen wachsen und die Menschen befallen. Der Mensch im Paradies wäre einer, der, erfüllt vom Rausch eines sorglosen Hier und Jetzt, universell gesättigt durch eine kaum wahrnehmbare Zeit gleiten würde. Der Mensch im Paradies wäre einer, der, trotzdem er Mensch ist, glücklich wäre, ohne dass ihn dieses ewige Glück je langweilte.

Kein anderer Maler war ein grösserer Paradiessucher als Paul Gauguin (1848–1903). Seine Sehnsucht nach einem Ort, an dem er leben konnte wie «ein edler Wilder», mag an jenen Tumoren der Verzweigung liegen, die er in sich trug. Er fuhr zur See, um die Inseln dieser Welt zu entdecken, er gründete eine Familie in der Hoffnung, einen Hafen zu finden, er malte, um sich selbst zu beleuchten. Er war zwischenzeitlich Bankier und hoffte, sich mit Geld ein bürgerliches Glück kaufen zu können, aber die Bilder in ihm waren stärker als die Noten in seiner Hand.



Nur beim Malen vergass er seine Qualen, aber der Preis war ein hoher; er verliess seine Familie, zuerst für Monate, dann für immer, suchte seine Bilder in der Bretagne, in der Provence, Bilder, die nur wenige sehen und noch weniger kaufen mochten. In der Hoffnung auf Erlösung schiffte er zuerst nach Panama, wo ihn das Geld vollends verliess und er sich als Arbeiter am Bau des Kanals verdingen musste. Er suchte das Paradies danach in Martinique, war begeistert, anfangs, vom «leichten und billigen Leben», vom Licht, von den Farben, aber anstelle von anhaltendem Glück

suchten ihn Krankheiten heim, Malaria und Ruhr, und zwangen ihn, zurückzukehren an jenen Ort, der ihm kein Zuhause mehr sein konnte, Frankreich.

Der Tod wollte ihn noch nicht

Dasselbe widerfuhr Gauguin in Tahiti, wo er seine inneren Landschaften fand und ein bisschen Glück, er malte brotlos, wurde krank, musste wieder zurück, ging wieder hin, aber Handel, Kolonialherrschaft und Christianisierung erdrückten die Leichtigkeit des Paradieses.

Die Paradiese, die er dort malte, waren nur die Paradiese, die er sich erträumte.

Er malte, immer verzweifelter, er wusste nicht mehr, woher er kam, noch wer er war, und gehen wollte er in den Freitod, aber der Tod wollte ihn noch nicht. Er verliess Tahiti, suchte das Unauffindbare in einer kleinen Hütte auf der kleinen Insel Hiva Oa, lebte mit einem 14-jährigen Mädchen zusammen, aber er war zu schwach geworden für das Leben, zu krank, er lag auf dem Bett seiner Hütte und betäubte seine Schmerzen mit Morphium, das ihn dahinfließen lies, vielleicht ins Paradies.

Glatteis der Leidenschaften

Öffentlichkeit hasst er und liebt er. Vielleicht ist diese ambivalente Dynamik eines der Geheimnisse des österreichischen Kultautors Robert Seethaler. Seine Bücher stürmen die Bestsellerlisten. In wenigen Tagen erscheint sein biografischer Roman über Gustav Mahler. *Von Pia Reinacher*

Seine früheren Romane sind inzwischen zu Best- und Longsellern geworden. Schreibt er ein neues Buch, geht ein Raunen durch die Literaturszene. In fiebriger Erwartung eines kommenden Ereignisses wird das Werk jeweils akklamiert, bevor es überhaupt da ist. Bereits jetzt verheissen die Literaturredakteure dem biografischen Roman von Robert Seethaler über den Musiker Gustav Mahler, dass er zum literarischen Event und Publikumsliebling des Bücherherbstes avancieren wird. «Der letzte Satz» wird am 3. August erscheinen; zeitgleich kommt das Hörbuch, gelesen von Matthias Brandt.

«Etwas Besonderes»

Wie ironisch man dieser mechanischen Fetischisierung des neuen Werks eines Kultautors auch gegenübersteht, dem unbesehen elektrisierende Wirkung zugeschrieben wird: Dieses Mal könnte es tatsächlich sein, dass der angekündigte Roman des Schriftstellers aus Österreich literarisch gesehen sein bester sein wird. All die literaturkritischen Klischees, mit denen die Vorzüge von Robert Seethalers Œuvre bisher emporstilisiert wurden – «federleichte, poetische, schnörkellose Sprache», ein «nüchterner Sinn für Humor», «fein», «elegant», «plastisch», «anschaulich», «etwas Besonderes, das zugleich nah und fern» sei, die «sanfte Wucht des Persönlichen, die in jeder Geschichte liegt» –, könnten durch diese Musikergeschichte abgedeckt sein. Oder sagen wir, zumindest einiges von alledem.

Was positiv verblüfft: Diese bleierne, eiförmige, eindimensionale Düsterteit, die Seethalers Bestseller «Ein ganzes Leben» (2014) und «Das Feld» (2018) ebenso grundiert wie lähmt, ist plötzlich wie weggeblasen. Beide Romane arbeiten gezielt mit starken, emotionalen Effekten, ab und zu ziemlich plakativ aufgetragen, was den Figuren die nötige Tiefenschärfe nimmt. Ein gewisses sentimentales Jenseitspathos ist nicht zu übersehen. «Ein ganzes Leben», die tieftraurige, brutale, ausweglose Geschichte eines Bergbauern, dessen Leben ohne einen Funken von Glück verglüht, wurde zu einem internationalen Bestseller. 2016 nominierte man das Buch für den Man Booker International Prize, eine Ehre, die ausser Günter Grass und Peter Stamm bisher keinem deutschsprachigen Autor zukam. «Das Feld» meint den Friedhof eines fiktiven Dorfes. Das als Roman dekla-

rierte Werk ist eine unverbundene Aneinanderreihung von Momentaufnahmen aus dem Leben unglücklicher Menschen – ein Sprechen von längst ins Grab entschwundenen Gestalten und damit eine Orchestrierung der letzten Dinge. Das Buch stand wochenlang an der Spitze der Bestsellerlisten.

Fast scheint es, als ob im neuesten Roman «Der letzte Satz» die depressive, jenseits-süchtige Grundstimmung einer poetischen, detailreichen, nuancierten, höchst lebendigen Beschreibung der Reise des weltberühmten österreichischen Musikers Gustav Mahler gewichen sei, dessen letzten Lebensabschnitt in New York Robert Seethaler imaginiert. Schon der Anfang hat etwas Verführerisches. Mahler sitzt, in eine warme Wolle gewickelt, auf dem eigens für ihn abgetrennten Sonnendeck der «Amerika». Es ist seine finale Schifffahrt nach New York. Er ist auf dem Höhepunkt seines Erfolgs. Und er ist tieftraurig, ein gebrochener Mann. Der Leser lauscht gespannt der ruhigen Stimme des Erzählers und will auf jeden Fall mehr wissen.

Figuren in Notlagen

Gewiss, auch mit diesem Akteur hat sich Seethaler wieder eine Figur in einer existenziellen Notlage ausgesucht. Der durch die Liebesaffäre seiner Frau Alma mit dem Architekten Walter Gropius sowie den Tod seiner ältesten Tochter zerstörte Mahler bewegt sich dem Rand des Lebens entgegen. Künstlerisch er-

Mit seiner schönen Stimme wird der Schauspieler zum idealen Vorleser seiner eigenen Bücher.

lebt er maximalen Anerkennung durch die Musikwelt. Aber er ist herzkrank, zwangneurotisch, enttäuscht und treibt immer unaufhaltsamer dem Zustand am Rand einer geistigen Dissoziation zu. Das konnte auch eine jähe Krisenintervention durch Freud und eine versuchte Kurztherapie, die einen halben Tag dauerte, nicht ändern. Mahlers Leben – das ist mit Händen zu greifen – könnte jeden Augenblick in die finale Tragödie kippen. Für einen Autor wie Robert Seethaler, über dessen ganzem Werk ein trüber, todes-süchtiger Schleier liegt, bietet sich damit eine geradezu ideale literarische Projektionsfläche. Der weltberühmte Gustav Mahler als zentrale Figur, quasi als Leergefäß der litera-

rischen Imagination, ist ein illustres, zugleich publikumswirksames Medium, um die eigene Fantasie voranzutreiben und ihr einprägsame Konturen zu verleihen.

Warum hat der 1966 in Wien als Sohn eines Installateurs und einer Sekretärin geborene, heute teilweise in Berlin lebende Robert Seethaler inzwischen einen derart populären Kultstatus erreicht? Dass er Schauspieler und Schriftsteller werden wollte, wirkte in seiner Familie etwa so, wie wenn er gesagt hätte, sein Berufsziel sei Raketenforscher. Robert Seethaler gilt als Liebling der Leserinnen und der Buchhändlerinnen, die bis heute entscheidend sind für den Erfolg eines Buches auf dem Markt. Tritt er irgendwo auf, kann man mit einem riesigen Besucherstrom rechnen. Das hat diverse Gründe. Auf jeden Fall hat es mit der Emotionalität seiner Romane zu tun. Sie wecken eigene Gefühle und bieten einen Spiegel des «Fatum» – der Unwägbarkeiten des Schicksals, die wie Blitze in jedes Leben niederfahren.

Es ist ein bekanntes Phänomen, dass sich Frauen mehr noch als Männer nicht davor scheuen, sich mit den Abgründen und Höhenflügen des Lebens zu konfrontieren und sich auf das Glatteis der Leidenschaften zu begeben. Der Kultstatus hat aber auch mit der Kultivierung des Aussenseitertums zu tun, mit Seethalers Bescheidenheit, die echt ist, mit der Unaufgeregtheit des Auftritts, mit seiner Ausstrahlung, die viele Frauen smart finden. Und auch mit der schönen Stimme, mit der er als ausgebildeter Schauspieler zum idealen Vorleser seiner eigenen Bücher wird. Wenn man einmal wie er in den Medien als «Geheimtipp» gehandelt wird, ist Aufmerksamkeit quasi vorprogrammiert. Wer wäre nicht gierig darauf, Geheimnisse zu lüften? Und wenn man dann erst noch als «scheuer Weltstar» (*Focus*, 2018) eingestuft wird, ist die Nobilitierung *ex negativo* kaum mehr zu überbieten.

Bruno Ganz als Sigmund Freud

Robert Seethalers Popularität wird noch verstärkt durch die Präsenz in der Welt des Filmes. In den neunziger Jahren arbeitete er, der die Schauspielschule in Wien absolvierte, am Theater, unter anderem in Wien, Hamburg, Stuttgart und Berlin. 2004 besuchte er die Drehbuchwerkstatt München. Aus seinem ersten Drehbuch («Heartbreakin'») entstand dann auch der Debütroman «Die Biene und



Liebling der Leserinnen und der Buchhändlerinnen: Autor Seethaler.

der Kurt» (2006). Der literarische Durchbruch gelang dem Schriftsteller 2012 mit dem Roman «Der Trafikant». Es ist die Geschichte eines jungen, naiven Kioskverkäufers, der Ende der 1930er Jahre in Wien den aufkommenden Hitler-Faschismus und die Schrecknisse des Anschlusses Österreichs an Deutschland schauerlich miterlebt. Der Junge pflegt eine ungewöhnliche Freundschaft mit dem Psychiater Sigmund Freud. «Der Trafikant» wurde mit viel Prominenz in den Hauptrollen verfilmt, unter anderem mit Bruno Ganz, der mit seiner unergründlichen, sinnlich vibrierenden Stimme Sigmund Freud zum Leben erweckte und dem Film zu beachtlichem Glamour verhalf, was wiederum Seethalers Bekanntheit verstärkte und als Multiplikator seiner Reputation wirkte.

Zu den Geheimnissen des Kultstatus gehört immer eine ambivalente Mischung von Zeigen und Verstecken, Verhüllen und Enthüllen. Bei Seethaler ist diese Grunddynamik beinahe schon physiologisch verankert: Sie ist Grundbedingung seines Wesens und, weil durchaus authentisch, quasi wider Willen, auch äusserst wirkungsvoll. Schon als Kind galt er als Aussenseiter. Nicht nur, weil er mager war und mit seiner Körpergrösse von 1,96 Metern alle anderen überragte. Er

hat ein starkes Sehleiden, das nur zufällig bemerkt wurde, als er einmal einen Ball aufging, der über den Tisch rollte – ohne hinzusehen. Schon früh hatte er angefangen, sich akustisch zu orientieren. Was dann folgte, war die Tortur diverser Augenoperationen. Er erinnere sich noch, sagte er einmal, wie er

In Wahrheit hätte er sich lieber verborgen. Manchmal wäre er am liebsten gar nicht da gewesen.

inmitten einer Menge von Augenärzten mit weissen Kitteln sass, die ihn alle anstarrten und begutachteten. Er wurde mehrfach operiert und hat keine natürlichen Linsen mehr. Ohne Brille sieht er nicht, und genau hier liegt das Sprungbrett zu seiner Fantasie und damit zum Schreiben. Statt die Realität zu begutachten, verkapselte er sich in seinem Innern und stellte sich die Welt vor. Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zum Schreiben.

Zwiespalt als Zerreisprobe

Robert Seethaler sucht bis heute die Einsamkeit und die Stille und behauptet, dass die Wirkung der Stille völlig unterschätzt werde.

Wenn er schreibt, dann immer mit dem Blick zu einer leeren Wand – damit die Bilder aufsteigen und die Geschichten sich entwickeln: in der Imagination.

Zeigen und Verstecken, Exhibitionismus und Scham sind seine Grundthemen. Die Schauspielerei hatte, sagt er, mit seinen Augen zu tun. Er wollte einen Schritt nach vorne tun, aber der Schritt war zu gross. In Wahrheit hätte er sich lieber verborgen. Manchmal wäre er am liebsten gar nicht da gewesen. Das sei ein Bruch gewesen zwischen seinem innersten Bedürfnis – in einer geschützten Ecke zu sitzen – und der Lust, im Rampenlicht zu stehen. Der Zwiespalt hätte ihn beinahe zerrissen. Jahrelang habe er schamerfüllt auf der Bühne gestanden, ohne die Blicke des Publikums erwidern zu können. Lust und Scham seien, so Seethaler, Geschwister, die Hand in Hand durchs Leben gingen.

Das ist sicher einer der Gründe, warum Robert Seethaler heute kaum noch als Schauspieler zu sehen ist und als Schriftsteller nur selten auftritt. Interviews gibt er wenige, auf Youtube sucht man vergeblich nach Gesprächen und Auftritten. Diese Eigenheit macht ihn in einer narzisstisch überbordenden Welt, die längst auch die Literaturszene und ihre Akteure erreicht hat, sympathisch.

Schlaflos in Paris

Unermüdlich streifte Rétif de la Bretonnes vor und während der Revolution durch die nächtliche Grosstadt und hinterliess eine grossartige Sozialreportage.

Von Oliver vom Hove

Allnächtlich drehte der französische Literat Rétif de la Bretonne als von Neugier geplagter Flaneur in der Stadt Paris seine Runden und erstattete darüber einer schlaflosen Marquise Bericht. Das geschah vor einem Vierteljahrtausend. Und da der Vielschreiber Rétif seine Beobachtungen über Jahre minutiös zu Papier brachte, hinterliess seine Passion eine wahre Enzyklopädie der wachsamsten Wahrnehmung des nächtlichen Lebens vor und während der 1789er Revolution in der grössten Hauptstadt der damaligen Welt.

Vor allem die Nacht faszinierte Rétif. Für den Bauernsohn aus der Bourgogne, der als Fant nach Paris gekommen war, blieb diese Stadt lebenslang ein grosses unerschlossenes Terrain. Seine nächtlichen Erkundungen, über die er ab 1767 mehr als zwanzig Jahre lang Buch führte, formten sich zu einem Riesenwerk von sechzehn Bänden, die der gelehrte Setzer und Drucker Rétif selber herstellte und teilweise direkt am Setzkasten verfasste.

Der als «Rousseau der Gosse» bezeichnete Plebejer Rétif de la Bretonne hatte als Verfasser pornografischer Novellen und Romane zunächst einen zweifelhaften Ruf. Mit der amourösen Autobiografie «Monsieur Nicolas oder Das enthüllte Menschenherz» erweiterte er später das Spektrum der erotischen Aufklärungsliteratur um die Wohltaten des Sexus. So aufsehenerregend waren seine Bekenntnisse, dass im fernen Jena Schiller an Goethe schrieb: «Eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen.»

Pionier der sozialen Reportage

Das Proletarische war das Hauptrevier, das Rétif zu erobern suchte. «Unter all unseren Literaten bin ich vielleicht der einzige, der das Volk kennt, denn ich mische mich ständig unter die Leute», beschreibt er seinen Ehrgeiz, sich in dem Mammutwerk «Die Nächte von Paris» als Pionier der sozialen Reportage zu bewähren. «Ich bin bis zu den untersten Klassen hinabgestiegen, um alle Missstände dort mit eigenen Augen zu sehen.»

Er kam mit vier Stunden Schlaf aus, die er auf je zwei Stunden morgens und mittags aufteilte. In der nächtlichen Dunkelheit aber hielt er die Augen offen und verlangte danach, Zeuge aller Umtriebe zu sein, auf die er bei seinen Spaziergängen stiess.

Jede Nacht erwartete ihn ein Rendez-vous mit der Realität. Unerschöpflich, was da nach Sonnenuntergang alles auf den Beinen war.



Betrüger und Halsabschneider, Zuhälter und Katzenfleischverkäufer: Bettler-Billard in Paris.

Der beharrliche Chronist beschreibt die Lumpensammler, Clochards, Herumtreiber und Kleinkriminellen, die verzweifelt nach etwas Brauchbarem suchen. Er mischt sich unter die Laternenanzünder, Wanderhändler und Orangenverkäuferinnen, die frühmorgens ihre Kisten auf dem Markt ausbreiten. Die Flaschensammler gab es schon damals, aber der Plakat-Abreisser war ein Unikat: Er verkaufte das Papier oder nutzte es zu Hause zum Heizen.

In den Spelunken und Lasterhöhlen trifft der Autor auf Betrüger und Halsabschneider, Zuhälter und Katzenfleischverkäufer. In den Bordellen sieht er blutjunge Dirnen und alte Prostituierte, die ihre welke Haut oder, schlimmer, ihre noch unreifen Töchter feilbieten, denn auch die Kinderschänder vermehrten bereits damals die Zahl der abstossendsten Laster.

«Verhängnisvolle Umwälzung»

Als nächtliche Zuhörerin hat er eine depressive Marquise ausfindig gemacht, der er mit seinen Berichten aufhelfen kann. Begierig lauscht die melancholische Adlige in ihrem Palais, stets sitzsaam in Anwesenheit einer Kammerzofe, den Erzählungen, die diese neugierige Pariser Nachteule von ihren abendli-

«Die Revolution war gut. Nicht gut waren jene, die sie machten.»

chen Flügen mitbringt. Die Schwermut und Schlaflosigkeit der hochgestellten Madame sollen die Berichte vorantreiben und die Lebenslust (auch des Lesers) wecken. So bekannt ist das galante, doch von Erotik freie Verhältnis Rétifs zum nächtlichen Paris, dass es ihm in manch verfänglich anmutender Situation die Immunität der Harmlosigkeit verschafft. «Sind Sie nicht der Nachtkauz der Marquise de M.?» wird der Erzähler etwa eines Nachts gefragt. «Jawohl, Madamel!», lautet die Antwort. «He, Monsieur!», ruft die Dame ihrem Begleiter zu, «das ist kein Bösewicht.»

«Was gibt es nicht alles zu sehen, wenn aller Augen geschlossen sind!», ruft der hellwache Flaneur aus. «Ich würde kein Ende finden, wenn ich aufschreiben wollte, wie viele Arten von Nichtstuern mir in den Cafés und bei den Verhandlungen im Justizpalast und im Châtelet begegnet sind. In Paris wimmelt es von Müssiggängern, aber sie sind noch nicht die Schlimmsten: Viel gefährlicher für ihre Mitmenschen sind die Leute, die über so viel Vermögen und so viel Bosheit verfügen, dass sie ihre Zeit mit Übeltätereien totschiessen können.»

Dienstboten berichten ihm von der Verschwendungssucht der Reichen. Von den Lebensmitteln, die sie einkaufen, werden zwei

Drittel weggeschmissen. Bei den Armen indes herrscht Hunger. Rétif hält fest: «Es müsste ein Gesetz geben, das es den Stadtbewohnern verbietet, Vorräte anzulegen – unter Androhung einer Geldstrafe, die sich auf das Zehnfache des Wertes dieser Vorräte beläuft.» Die Zustände, die er beschreibt, weisen auf den nahen revolutionären Aufstand hin, der sich bekanntlich an den hohen Brotpreisen entzündete.

Vorerst schaut Rétif der Riesenstadt ins nächtliche Herz und entdeckt eine Vielzahl von Missständen. So bemängelt er etwa die fehlenden Dachrinnen zum Schutz vor Sturzregen: «Ich werde nicht aufhören, zu fordern, dass man mehr solche Leitungen anlegt und ausserdem auch unterirdische Kanäle für die Strassenabwässer. Und dass man den Müll nicht in den Fluss kippt, sondern ihn aufs Land hinaus schafft. Und dass die Strassen sau-



berer werden. Und dass die Stadt Strassenfeger einstellt. Und dass man nicht in sämtlichen Gemüsegärten rund um die Stadt sinnlos Neubauten errichtet. Und dass man eine Steuer auf nutzlose, nur aus Liebhaberei gehaltene Hunde erhebt...» Dass er «nächtliche Feuerwachen auf den Türmen von Notre-Dame» empfiehlt, ist wohl angesichts der Ereignisse unserer jüngsten Vergangenheit der erstaunlichste seiner Vorschläge.

Richtig mulmig wurde es für den Nachtwandler unmittelbar vor und während der Revolution 1789. Die gefürchteten, vom König blanko unterzeichneten *lettres de cachet* ebneten Willkürverhaftungen den Weg. Kaum jemand war dagegen gefeit. Rétif bemerkt die Gärung im Volk und fürchtet die entfesselten Massen: «Eine verhängnisvolle Umwälzung braut sich zusammen!»

Dennoch bleibt der Erzähler ein unermüdlicher Hansdampf in allen Gassen, der sich vor

Neugier allem vor- und aufdrängt. Zugleich ist er ein alles andere als hartgesottener Charakter, der kein Blut sehen kann und aufgezwungenen Händeln unbedingt aus dem Weg zu gehen sucht. Den nächtlichen Spurenleser würgt es, als er beim Wüten der Revolutionäre mitansetzen muss, wie sie die aufgespiessten Köpfe von Enthaupteten – etwa des Bürgermeisters

Jede Nacht erwartete ihn ein Rendez-vous mit der Realität.

von Paris oder des Gefängnisdirektors der Bastille – im Triumphgeheul durch die Strassen führen. Immer wieder sieht er Leichen, gestapelt an den Strassenecken. Ein grässlicher Anblick. Empört wird er Zeuge von Plünderungen, Massenvergewaltigungen, öffentlichen Hinrichtungen.

Beim Sturm auf die Bastille sieht er entsetzt, wie die aufgepeitschte Menschenmenge dazu übergeht, Unschuldige zu lynchen. «Alle sprachen nur noch von Umbringen, Erhängen und Enthaupten. Mir standen die Haare zu Berge.» Mancher Revolutionsführer bemächtigt sich der Masse wie die Populisten von heute: «Immer wieder habe ich geschrieben, dass der ungebildete Pöbel der grösste Feind der Regierung ist. An ihn, an diese stupiden Geschöpfe, richtet sich der Agitator, wobei er sich so kleidet wie sie.» Sein Fazit, nach weiteren vier Jahren: «Die Revolution war gut. Nicht gut waren jene, die sie machten.»

Der von Reinhard Kaiser sorgfältig edierte und kommentierte Auswahlband der «Nächte von Paris» ist eine Fundgrube von Eindrücken, Begegnungen, Anekdoten und eigenwilligen Reflexionen. «Ich versuche, alle ausserordentlichen Tatsachen zu sammeln und sie in diesem Werk festzuhalten, das sich eines Tages als äusserst wichtig erweisen wird», vermerkte der Autor selbstbewusst. So sind seine Streifzüge, aufgezeichnet für die Nachwelt, unschätzbar in ihrer Fülle der soziologischen Details – und eine aussergewöhnlich amüsante Lektüre.



Rétif de la Bretonne: Die Nächte von Paris. Übersetzt von Reinhard Kaiser. Gallani. 528 S., Fr. 31.90

Wut-Management in wütenden Zeiten

Zorn ist ein tief menschliches Gefühl. Doch in einer dauerempörten Welt ist die Gefahr gross, daran zu ersticken. Was tun? «Anger Management» lautet das Stichwort der Stunde.

Von Rolf Hürzeler

Das Gefühl ist fürchterlich. Langsam steigt eine tiefsitzende Aggression aus dem Bauch in den Kopf. Der Herzschlag zieht an, und die Wut hat einen unerbittlich im Griff. Jeder und jede kennt diese Hilflosigkeit angesichts des Kontrollverlusts. Wer nicht, der erinnere sich der Tobsuchtsanfälle von Homer Simpson in den TV-Comics.

«Anger Management» lautet das Fachwort der Stunde. Der Umgang mit dem Zorn will also gelernt sein.

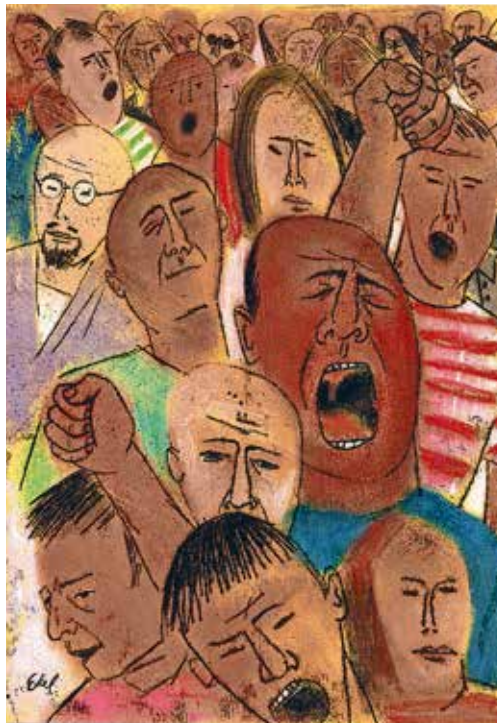
Wir leben «in einer Zeit der grossen Wut», wie das *Wall Street Journal* in einer Analyse schreibt. Negative Gefühlswallung hat gesundheitliche Konsequenzen – von hohem Blutdruck bis zu einem grösseren Risiko für einen Schlaganfall. Was auf andere gerichtet ist, trifft einen selbst. Abgesehen von den damit verbundenen Widrigkeiten im sozialen Umfeld, in dem ein Temperamentsausbruch schlecht ankommt.

Gesellschaftlicher Wandel, so die These, weckt diffuse Ängste, die zu unkontrollierten Wutausbrüchen führen können. Die zum Teil schwer verständlichen oder gar widersprüchlichen Einschränkungen des Corona-Shutdowns akzentuierten den kollektiven Unmut – sei es im kleinen Kreis oder im gesellschaftspolitischen Diskurs, wie die Demonstrationen der letzten Monate in der westlichen Welt gezeigt haben.

Teil unseres Lebens

Die Forschung hat sich des Themas schon lange angenommen, doch in den letzten Wochen findet es vermehrt Aufmerksamkeit. Der Psychologie-Professor Russell Kolts von der Eastern Washington University, Autor des Ratgebers «Managing Your Anger», konstatiert in einem Aufsatz: «Ob es uns gefällt oder nicht, Ärger ist ein Teil unseres Lebens, und ganze Systeme in unserem Gehirn sind damit befasst. Es ist wichtig, zu lernen, mit Wut zu arbeiten.»

Sein Kollege, der Neurologe Andrew Newberg von der Thomas Jefferson University in Philadelphia, doppelt mit einem anschaulichen Vergleich nach: «Ähnlich wie beim Stimmen von Gitarrensaiten kommt es auf die ausgewogene Spannung an.» Denn der Mensch braucht seine Wut und darf sich nicht daran verschlucken, was gesundheitlich noch schädlicher ist als der unkontrollierte Ausbruch. Bleibt die Frage offen, ob all diese Forscher im Alltag ihre wohlgemeinten Ratschläge stets selbst befolgen.



Im Zweifelsfall wird ohne Vorwand losgeschlagen.

Wie jede persönliche Befindlichkeit hat auch die Wut eine gesellschaftspolitische Dimension, die in den letzten Monaten zum Ausdruck gekommen ist. Zehntausende von Demonstranten und Aktivisten zogen durch die grösseren Städte. Die Fernsehbilder zeigen

«Ähnlich wie beim Stimmen von Gitarrensaiten kommt es auf die ausgewogene Spannung an.»

Menschen, die ihrer Wut über die bestehenden Verhältnisse – in legitimer Meinungsäusserung – freien Lauf lassen.

Anlass dafür sind politische Selbstverständlichkeiten, gegen die kaum jemand einen Einwand erheben wird. Wer ist im Ernst schon gegen die Gleichstellung von Frau und Mann? Und die Verwerflichkeit der Rassendiskriminierung beruht auf einem breiten gesellschaftlichen Konsens, den niemand in Frage stellt. Im Zweifelsfall wird gleich ohne politischen Vorwand losgeschlagen, wie man es in Stuttgart vor einem Monat sah.

Der renommierte Medienwissenschaftler Norbert Bolz hat sich des Themas kürzlich in der Zeitschrift *Schweizer Monat* angenommen. Er moniert autoritäre Züge der Politik, wie sie in der Finanzkrise zum Ausdruck gekom-

men sind oder sich in der fehlenden demokratischen Legitimation der EU manifestierten. Am intensivsten waren die behördlichen Eingriffe in jüngster Zeit wegen Corona spürbar mit den zeitweiligen Einschränkungen der Kontakt- und Bewegungsfreiheit.

«Das deutlichste Symptom für die Partizipationskrise der Massendemokratie ist eben der Wutbürger», schreibt Bolz. «Er ist die entstellte Wiederkehr des Citoyens. Statt Courage im Herzen hat er Wut im Bauch.» Sie sei der «Nährboden für eine politische Romantik, die den Ohnmächtigen und Ratlosen suggeriert, das Böse der Welt würde sich in der Wall Street konzentrieren». So sei es heute zu einer Renaissance des vulgären Antikapitalismus gekommen.

Kollektiver Wahnsinn

Eine Untersuchung von Jeremy A. Yip an der Georgetown University in Washington D. C. ortet die «zielgerichtete Wut», die sich direkt gegen den Urheber der Gefühlsaufwallung richtet: die Empörung von Demonstranten gegen einen Polizisten beispielsweise, der sich einen Übergriff zuschulden kommen liess. Wichtiger ist indes die «ungerichtete Wut» (*Incidental Anger*). Sie beruht auf einer diffusen Frustration. Diese Wut richtet sich nicht direkt auf deren Urheber, sondern vielmehr auf eine als dringlich empfundene Kontroverse wie die Geschlechterfrage.

Emotionale Manifestationen müssen nicht zwingend politisch sein, wie die Bilder der BBC nach der Wiedereröffnung der Pubs in Grossbritannien zeigten. Sie vermittelten den Eindruck, in einzelnen Provinznestern wie in den West Midlands sei der kollektive Wahnsinn ausgebrochen. Die Polizei musste einschreiten, nicht wegen Corona-Ansteckungsgefahr, sondern wegen «anti-social behaviour».

Mit der gesellschaftlichen wie mit der individuellen Wut lässt sich leben. Gut beraten ist indes, wer sich die Mühe nimmt, auf dem Internet Verhaltensregeln zu suchen, die einen reflektierten Umgang mit der persönlichen Wut zulassen. Meist sind diese Anleitungen auf den ersten Blick banal, wie etwa das mehrmalige, langsame Durchschnaufen bei einem Wutanfall. Leichter gesagt als getan, besonders bei Maskenpflicht, möchte man meinen. Homer Simpson wird das bestimmt genauso sehen.



In der Mitte der Gesellschaft: Blockflötist Steger.

Klassik

Virtuosität und Stil

Einmal mehr stellt der Schweizer Musiker Maurice Steger unter Beweis, wie die belächelte, ja geschmähte Blockflöte einst eine Königin der Instrumente gewesen ist. *Von Manuel Brug*

Nun bittet er auch noch im Namen eines Toten zu Tisch! Nicht wirklich. Aber zumindest die Musik Georg Friedrich Händels ist heute, in durchaus postbarocken Zeiten, lebendiger denn je. Deshalb hat der Schweizer Instrumentalist Maurice Steger, geboren 1971 in Winterthur, nicht nur Virtuosität und Stilempfinden wieder einmal ganz in den Dienst eines seiner Idole gestellt, sondern auch einige seiner ungefähr hundert Blockflöten. Mit denen bläst er auf seiner aktuellen Solo-CD zu «Mr Handel's Dinner» auf. Mit Witz und Fingerfertigkeit und grosser Fantasie, die uns längst vergangene Zeiten im kulturellen London vergegenwärtigen. Und das mit einem zauberhaften La Cetra Barockorchester aus Basel als wieselfinker Begleitmannschaft.

Schliesslich war der Sachse Händel Anfang des 18. Jahrhunderts in England angetreten, um die Londoner mit italienischer Oper zu verwöhnen. Eine Mission, die erstaunlich gut und lange funktionierte, zudem mehr als vierzig grandiose Bühnenwerke hervorbrachte. In diesen Schatz hat Maurice Steger gegriffen und Arien, Tänze, Concerti, auch von Zeitgenossen Händels, für die Flöte adaptiert. Und stellt hier einmal mehr unter Beweis, wie sehr gerade die heute immer noch belächelte, ja geschmähte Blockflöte einstmals eine elegante Königin der Instrumente gewesen ist. Die jetzt hier vereinten *showpieces* von Händel, Frances-

co Geminiani, Gottfried Finger und William Babell beweisen es: «Oldies but Goldies»!

Auferstehung eines Ungeliebten

Blockflöte – ein Folterinstrument für Kinder. Ein Albtraum, der tönt. Penetrant. Fies. Schriill. In einer kreischigen Lage, den Gehörgang marternd. Egal, ob Weihnachtslied, Renaissance-Reigen oder Beatles-Song: Es war auf immer und ewig furchtbar. Dabei war es so einfach. Man atmete aus – und schon war da ein Ton. Kein schöner, aber ein in diesem Entwicklungsstadium wichtiges Erfolgserlebnis. Die Blockflöte, so klein, so dünn, so unspektakulär, sie klang noch lange nach, selbst als man in einer ersten Aufwallung frühpubertärer Revolte das ungeliebte, ach was: gehasste Folterinstrument endgültig in die Ecke gepfeffert oder – noch besser und symbolischer – verbrannt hatte.

Dabei ist die Blockflöte womöglich das älteste Musikinstrument der Menschheit. Aus Gänsegeierspeichen gefertigte Knochenexemplare, die in oberschwäbischen Höhlen gefunden wurden, zählen gut und gern 35 000 Jahre. Schon vorher hatte freilich der griechische Halbgott Pan ein paar Schilfrohre, in die sich eben die vor ihm flüchtende keusche Nymphe Syrinx verwandelt hatte, in unterschiedlicher Länge zur gleichnamigen Flöte gebunden. Claude Debussy nannte 1913 ein sehr virtuoseres Stück für Querflöte ebenso. Später wurde die

irgendwann nach Südamerika importierte Panflöte zur Rache der Indios an den weissen Fussgängerzonenmenschen.

Modisch war die Blockflöte in der Renaissance und im Barock, sogar ganze Ensembles gab es da. Auf Burgen und Schlössern, aber auch in Ratssälen und Bürgerstuben blies man in Combostärke. Ein geselliges Instrument, das mit seinem durchdringenden Ton Tänze und Bankette begleitete, ihnen Glanz und Grösse verlieh. Das freilich keine Frau – zu obszön! – in der Öffentlichkeit blasen durfte. Später musste die Barockmusik erst wieder salonfähig werden, sich aus dem uncoolen Hippie-Umfeld von Birkenstock-Schuhen, ungewaschenen Haaren und Schafwollpullovern befreien.

Dabei ist das, was heute als japanisches Plastikmodell einer C-Flöte schon für Fr. 7.50 zu bekommen ist, nur der Bastard einer echten, aus Birnenholz, auch aus dem Holz der Olive, der Pflaume und des Ahorns gefertigten. Als Grossbassflöte kann sie dann auch schon mal 3000 Franken kosten. Doch schon das quälpädagogische Billigding erfüllt seinen komplexen Zweck: Man lernt damit, seine Umgebung besser zu verstehen und sich mit anderen zu verständigen. Man trainiert Wahrnehmungs- und Verarbeitungsfähigkeiten, hält die Neuronen zu Höchstleistungen an. Die Verbindungen zwischen den Nervenzellen beider Gehirnhälften wachsen, man optimiert Konzentration, Kommunikation und Koordination. Musizieren macht schlauer. Und glücklicher.

Und trotzdem wurde die Blockflöte erst nobilitiert, seit Barockmusik im Mainstream-Repertoire wieder fest verankert ist und dieses durch immer neue Wiederentdeckungen bereichert. Der Niederländer Frans Brüggen als Urvater der Bewegung hat heute bekannten Starvirtuoson das Terrain bereitet: Michala Petri, Dorothee Oberlinger, Maurice Steger oder dessen Schüler Stefan Temmingh können sich über ausverkaufte Konzerte und erfolgreiche CDs freuen. Steger ist zudem ein begnadeter, weil mitreisender Pädagoge, entwirft immer wieder neue, innovative Programme, tritt als Tino Flautino für Kinder auf und dirigiert inzwischen auch. Ein ganz und gar universaler Künstler.

Auch ihm ist es zu verdanken, dass ein wachsendes Konzertsaalpublikum begriffen hat, dass die Blockflöte, richtig und exakt gespielt, ein extrem schwieriges, Meisterschaft erfordernendes Instrument ist. Sogar die Ironiker von der Pop-Front nehmen sich inzwischen ihrer an: Ein klingender Paria, lange als hölzerner Quälgeist und Einstiegsdroge der Amateure verachtet, ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen.



Maurice Steger:
Mr Handel's Dinner
(Harmonia Mundi)



Fast verliebt

Ménage à trois

Von Claudia Schumacher

Er hat eine andere, sonnenklar. Wie lange wohl schon? Eisern schaut sie aus dem Fenster und ignoriert seine Fragen vom Steuersitz. Warum sie «plötzlich eingeschnappt» sei? Der Heuchler. Am liebsten würde sie die Scheibe einschlagen. Dabei war vor fünf Minuten noch alles in Ordnung. Bis er die richtige Abfahrt verpasste, sie den Weg auf ihrem Natel nachschauen sollte, aber keinen Empfang hatte. Weil er das bessere Smartphone besitzt, nahm sie seins – da erschrak er heftig und riss es ihr aus der Hand. Seit drei Monaten sind sie zusammen – und er kann ihr nicht für eine Minute sein Smartphone geben? So panisch reagiert nur, wer was verbergen will. Plötzlich ergibt alles einen Sinn. Nie legt er das doofe Natel weg! Wenn sie nach dem Sex aus dem Bad zurück ins Bett kommt: Was hat er in der Hand? Wenn sie essen gehen und sie länger in die Karte schaut: Wonach greift er? Wenn sie aus der Küche zu ihm ins Wohnzimmer ruft, und er hört sie nicht: Womit ist er garantiert beschäftigt? Sein Natel ist sein Tor zu ihr, sein Weg zu der anderen Frau. Sie seufzt höhnisch und schüttelt fassungslos den Kopf.

«Was zur Hölle ist denn los?», fragt er mit einem besorgten Seitenblick auf seine Freundin, die seit wenigen Minuten wie ausgewechselt wirkt. Es ist wieder einer dieser unheimlichen Momente: Der liebe, lustige Schatz ist weg. Hallo, komplett irre Furie! Was soll er nur mit ihr tun, wenn sie so ist? Mit Vernunft kommt er da nicht weit. Er denkt scharf nach und schweigt. Schweigen: sicher das Beste. Was war passiert? Ist sie sauer, weil er sich verfahren hat? Weil er sie gebeten hat, den Weg zu suchen? Zugegeben: Er war gerade ein bisschen gestresst. Und er mag es nicht, wenn sie sein Natel nimmt. Da hat er vielleicht etwas falsch reagiert. Aber irgendwie ist er es einfach nicht mehr gewohnt, immer einen anderen Menschen um sich zu haben. Und sie redet echt viel! Manchmal hört er seine eigenen Gedanken nicht mehr. Wenn er sein Natel nimmt, kann er sich wenigstens mal kurz wegbeamen. Liest Nachrichten, scrollt sich durch Facebook. Das Smartphone ist seine letzte Insel der Ruhe – von der soll sie halt einfach die Finger lassen!



Gefangen in einem Netz von Abhängigkeiten: «Stateless».

Knorrs Kultur

Klammern ans Prinzip Hoffnung

Cate Blanchett produzierte die Mini-Serie «Stateless», ein Drama über australische Flüchtlingspraxis am Beispiel einer wahren Geschichte. Von Wolfram Knorr

Das mag einen zu Beginn befremdlich, ja sogar zynisch anmuten: Die australische Flugbegleiterin Sofie (Yvonne Strahovski) mit deutschen Wurzeln und aus betuchter Familie landet unter falschem Namen in einem australischen Flüchtlingslager und will von dort nur weg, wenn man sie nach Deutschland abschiebt. Eine Australierin, wie eine Made im «Elendspeck» der Flüchtlinge, um bürgerlicher Saturiertheit zu entfliehen? Allerdings wurde tatsächlich 2004 eine deutsch-australische Stewardess fast ein Jahr lang in einem Lager festgehalten, weil sie sich geweigert hatte, ihre wahre Identität preiszugeben. Sie war in einer Sekte missbraucht worden, war psychisch angeschlagen und völlig orientierungslos. Ihre Enthüllung löste einen Skandal über die Praxis der Flüchtlingslager aus, den die gebürtige Australierin und Hollywood-Größe Cate Blanchett aufgriff, um die Öffentlichkeit auf die australische Flüchtlingspolitik mit einem fiktiven Drama aufmerksam zu machen. Sie produzierte die Mini-Serie (sechs Folgen), schrieb am Buch mit und übernahm eine Nebenrolle. Um ein Gesamtbild eines solchen Lagers zu ermöglichen, wurden verschiedene Schicksale aus unterschiedlichen Perspektiven zusammengestellt.

Und eines davon ist eben Sofie Werner, die in wirrer seelischer Verfassung von der Polizei aufgegriffen wird. Der sanfte Familienvater Cam Sandford (Jai Courtney) wiederum nimmt wegen des guten Salärs die Stelle eines

Lagerwächters an, verliert bald seinen Optimismus und seine emotionale Sicherheit. Der Afghane Ameer (Faissal Bazzi) wurde von Schleusern betrogen, verlor die halbe Familie und landet mit seiner ältesten Tochter im Camp; und schliesslich gibt es noch die ehrgeizige Clare (Asher Keddie), die die Leitung des Flüchtlingslagers «Barton», das mitten in der Wüste liegt, übernimmt und schnell überfordert ist. Im Lager prallen die diversen Temperamente und Mentalitäten aufeinander, arrangieren sich unter dem Druck staatlicher Lenkung und verheddern sich dabei nur heillos im Gestrüpp der Vorschriften, Kompetenzen, Prinzipien, Solidaritäten. Die Leitung klammert sich an die Praxis, nicht Menschen zu verwalten, sondern Nummern; das hält emotional auf Distanz. Fallen die Nummern mal aus dem Rahmen, wird mit Gewalt und Schikane reagiert. Und so wird Sofies Funktion zu einer Art dramaturgischen Blaupause über die Gleichgültigkeit, mit der die Migranten behandelt werden. Eigentlich gehörte Sofie längst in eine Psychiatrieklinik; die Eingesperrten wissen es, das Personal auch, aber es unternimmt nichts; und als ein Arzt einmal eine sofortige Einweisung empfiehlt, wird Sofies Akte achtlos beiseitegelegt.

Blanchett und ihrem Team wurde prompt unterstellt, die «echten» Migranten zu blossen Trabanten von Sofie gemacht zu haben, die der multiperspektivischen Ebene die Gewich-

tung nehmen würde. In der Tat bilden Sofies Wahnvorstellungen, Angstträume, Halluzinationen und Wunschvisionen eine Ebene, bei der man sich schon fragen kann, ob sie der Vermittlung des drastischen Asylagerlebens nun unbedingt dienlich ist. Mit strapazierfähigem Willen liesse sich in Sofies Wahnvisionen der alltägliche Asylanterirrsinn als makabres Theater hineininterpretieren.

Trotzdem hat «Stateless» korrumpierende Emotionskraft dank den facettenreichen Figuren, die weder gut noch böse sind, in einem System gefangen, in dem jeder in einem Netz von Abhängigkeiten strampelt. Clare wird von oben gemassregelt, Cam muss zähneknirschend brutales Verhalten decken, wenn er sein Einkommen nicht verlieren will. Blanchett macht die Flüchtlinge nicht zu Gutmenschen, spart nicht mit aggressivem Verhalten. Der Alltag, nicht nur durch den Glutofen Lager aufgeladen, ist von einem latenten Hang zum Lagerkoller geprägt. Die Perspektiven wechseln und fügen sich zu einem fiebrigen Gesellschaftsbild einer unbehausten Wartesituation, dem letzten Prinzip Hoffnung. Den Zuschauer lässt das emotional in keiner Sekunde unberührt, gelegentliche Effekthascherei wird nicht gescheut. Nie ist «Stateless» einseitig, sondern bemüht sich (mit Sofies Rolle), die Ratlosigkeit, das furchtbare Dilemma der Flüchtlingspolitik, ob in Australien, Europa oder wo auch immer, fast physisch nachvollziehbar zu machen. Gerade weil «Stateless» Konsensmoralismus und das schrecklich Gutgemeinte meidet. ★★★★★

Weitere Netflix-Serien

Marcella (Staffel 3) — Sie ist, mit Abstand, die gestörteste, gefährlichste, besessenste aller Seriendetektivinnen, als sei der Feuergott Hephaisos zur Frau mutiert und komme mit der neuen Geschlechterrolle nicht zurecht. Marcella ist ein



Obsessive Gnadenlosigkeit: «Marcella».

psychisch schillernder, von Blackouts gejagter, zu Gewaltausbrüchen (auch sich selber gegenüber) neigender Sprengsatz. In zwei Staffeln zeigte sie ihre obsessive Gnadenlosigkeit, die zu einem Scherbenhaufen führte. Sie gilt als tot und wird, in der dritten Staffel, von einem verdeckten Ermittler, der selber seine Probleme hat, rekrutiert und als Undercover-Agentin in eine Belfast Familie eingeschleust, die hoch-

herrschaftlich in einem Prunkbau residiert, dicke Autos fährt, die lokale Politik mitbestimmt und auch sonst äusserst gediegen daherkommt. Alles Talmi: Die Maguires sind Gangster; Drogen-, Waffen- und Menschenhandel, Folter und Mord sind ihr Geschäft – hinter feinsten Familienfassade. Doch die beginnt von innen zu schimmeln – und genau dieser Fäulnisprozess macht die dritte Staffel zum Suspense-Ereignis, zu einer Familientragödie von feinstem psychologischem Zuschnitt. Unerbittliche Chefin der Maguires ist Katherine (Amanda Burton), eine aalglatte Mischung aus einer Lady Macbeth und einer Elektra. Ihre beiden erwachsenen Söhne, jeder mit morbiden, dekadenten Zügen, bekriegen sich bald gegenseitig, und dazwischen Mar-



Frexit oder Swexit?: «Space Force».

cella, die mit sphinxhafter Tücke den einen gegen den anderen ausspielt. Ein Kammerspiel mit Shakespeare-Zügen und einer Menge Leichen. Brilliant gespielt und mit immer neuen, unerwarteten Wendungen. Nur aus der Feder des Schweden Hans Rosenfeldt kann so eine irre Figur wie Marcella kommen. Schon seine blonde frostige Ermittlerin Saga Norén (Sofia Helin) aus «Die Brücke» war ein Hammer. ★★★★★

Space Force — General Mark R. Naird (Steve Carell), Leiter der von Donald Trump geschaffenen Space Force, hat Probleme mit Satellit Epsilon. In der Kommandozentrale sucht man eine Lösung.

Belgier: «Die Energie reicht nicht zur Richtungsänderung. Epsilon wird verglühen.»

Naird: «Wer hat ihn angestellt?»

Belgier: «Ich bin der beste Flugtechniktheoretiker Belgiens.»

Naird: «Ach, seit wann hat Belgien eine Space Force?»

Nairds Professor: «Belgien gehört zur Europäischen Weltraumorganisation, denn Belgien gehört zu Europa.»

Naird: «Toll. Nichts ist stärker als die Europäische Union. Kommt jetzt nach dem Brexit Frexit oder Swexit?!»

Und so wird gekalauert in einer der lustigsten Netflix-Comedys, mit John Malkovich als beratendem Professor des strammen Generals. Carell und Greg Daniels («The Office», US-Version) haben die Serie in Windeseile produziert, mit vielen Seitenhieben auf so manche Trump-Berater. ★★★★★



Unten durch Kalender

Von Linus Reichlin

Meine Freundin ist für eine Woche geschäftlich verreist. Gestern Abend schrieb ich ihr kurz vor Mitternacht per Whatsapp: «Gute Nacht! Ich sende dir tausend Küsse in dein Hotelzimmer!» Sie schrieb zurück: «Ja, ich bin im Hotelzimmer. Und zwar allein.» Ich schrieb: «Das will ich auch hoffen!» Warum zum Teufel erwähnte sie, dass sie allein war? Ich schrieb: «Schick mir doch mal ein Foto deines Zimmers, bin neugierig.» Sie schickte mir ein Foto von einem typischen Hoteldoppelbett, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Das Buch sollte wohl den Eindruck von Treue erwecken. Das machte mich misstrauisch. Ich schrieb: «Schick mir doch mal ein Panoramafoto des Zimmers. Nur so zum Spass.» Sie schrieb: «Weiss nicht, wie man das macht.» Klang das nicht total ungläubwürdig?

Meine Freundin hat Biologie studiert, das ist zwar nichts Mathematisches, aber immerhin eine anerkannte Naturwissenschaft. Sie kann ein Meerschweinchen so sezieren, dass am Schluss nur die Bauchspeicheldrüse übrig bleibt – und eine Frau mit solchen Qualitäten soll nicht wissen, wie man mit dem Handy ein Panoramafoto macht? Ich schickte ihr drei grosse Fragezeichen. Eine Weile kam von ihr nichts, dann die Nachricht: «Jetzt hab ich rausgefunden, wie man's macht. Hier kommt das 360-Grad-Foto meines Hotelzimmers!» Ich traute meinen Augen nicht. Auf dem Foto standen fünf nackte Männer im Kreis. Sie deckten zwar ihre Hängeorgane ab, aber das erhöhte nur meinen Schrecken. Denn bei vier der fünf schaute unter der Hand ein riesiges Stück heraus, das noch mal so lang war wie die Hand. Das bedeutete, dass ihre Hängeorgane doppelt so lang waren wie ihre ausgestreckten Hände – und sie hatten alle die grossen Hände von Handballspielern und die langen Finger von klassischen Pianisten. Ich schrieb mit meinen kleinen, zitternden Fingern: «Das ist doch jetzt aber ein Scherz, Schatz?» Meine Freundin schrieb: «Nein, das sind die Herren vom Table-Dance-Ensemble des Hotels. Ich vergass zu erwähnen, dass ich in einem Frauenhotel bin.» Das klang absolut glaubwürdig. Sie benutzte ja

>>> Fortsetzung auf Seite 54

auch Frauenparkplätze, Frauentoiletten und ging zu Frauenärzten – logisch, dass sie nicht in einem Männerhotel übernachtete, falls es so was überhaupt gibt. Ich schaute mir das Foto genauer an. Zu meiner grossen Erleichterung stellte ich fest, dass diese Männer alle schwul waren. Als Mann sieht man so was ja sofort, vor allem wenn fünf Männer am rechten Oberarm alle dasselbe Tattoo tragen, das zwei Männer zeigt, die sich küssen, und darunter steht in blumigen Buchstaben «We All Love John».

Ich schrieb meiner Freundin: «Einen Moment lang war ich ganz schön verunsichert, Schätzchen. Aber jetzt ist alles okay. Tolles Scherzfoto!» Sie schrieb: «Ja. Aber der Scherz besteht darin, dass in Wirklichkeit nur einer von ihnen bei mir auf dem Zimmer ist.» Ich fiel wieder in die alte Verunsicherung zurück. Warum schrieb sie so was, wenn nicht aus dem Wunsch heraus, es möge tatsächlich so sein? Wann hatten wir eigentlich zum letzten Mal eine Vereinigung vollzogen? Ich schaute in meinem Kalender nach, in dem ich die Tage mit Sex immer rot markiere und ihn übrigens auch benote (Fleiss gut, Leistung mangelhaft oder sehr gut! Weiter so!). Mir lief es kalt über den Rücken, als ich sah, dass wir zuletzt vor 23 Tagen Sex gehabt hatten, mit der Note «genügend». Jetzt wusste ich auch, warum ich beim Anblick der fünf nackten Männer eine Sekunde lang ein kleines Zwicken des Verlangens in der Unterhose verspürt hatte. Ich schrieb: «Schatz, halt noch ein paar Tage durch! Wenn du zurück bist, werden wir gemeinsam die Note «sehr gut» erreichen!» Sie schrieb zurück: «Mir würde schon ein «Schule täglich besucht» reichen.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein Chablis Mon Amour

Von Peter Rüedi

Die Weine aus dem Chablis, der etwas entlegenen, nördlichsten Region des Burgunds, polarisieren gelegentlich. Für einen Teil der Weinfreunde sind sie die weissen Burgunder des armen Mannes, zumal in den beiden unteren Kategorien der Hierarchie, dem gewöhnlichen Chablis und dem Petit Chablis; die anderen, besonders die Liebhaber der Premiers Crus (um die vierzig verschiedene Lagen) oder der sieben Grands Crus, feiern im Chablis die besondere Variante des Chardonnay, «stählerner» oder mineralischer im Geschmack als die Klassenersten aus Meursault, Chassagne- oder Puligny-Montrachet. Nicht wenige Chablis-Fans zelebrieren ihre Leidenschaft für diese besonderen Weine, angeblich ganz ungeachtet der im Vergleich zur Côte de Nuits oder zur Côte de Beaune günstigeren Preise, als besonderen Ausweis ihrer Kennerschaft. Die masse ich mir nicht an, ich gestehe gern, dass ich mir die grossen Weissen von, sagen wir, Coche-Dury so wenig leisten kann wie einen Bentley. Was nicht heisst, dass ich bei einem Schluck Chablis Pre-

mier Cru Vaillons der Domaine Servin an meinen arg verbeulten Toyota Prius denke. Mitnichten.

Er ist, wie erst recht die Grands Crus von Servin (Les Preuses z. B. oder Blanchot), ein grosser Weisser sui generis, ein Wein eigenen Zuschnitts: nicht das Nonplusultra eines Chardonnay, aber ohnegleichen, sozusagen sich selbst genug. Herrlich erfrischend, geradezu strahlend in der Aromatik (Toni Galloni riecht «tropische Frucht, Haselnuss, Minze, Zitronenschale und Kamillentee», was alles meine zurzeit allergiegeplagte Nase zumindest als Ahnung bestätigen kann, nebst etwas Pfirsich), dazu viel saftige Substanz am Gaumen, ein bei allem mineralischen Biss und dem beim Chablis oft zitierten *goût de pierre à fusil* breiter, fast opulenter Trinkfluss mit entsprechendem Nachhall. Kein Holz!

François Servin ist in siebter Generation der aktuelle Winzer *en charge* auf dem Betrieb von 35 Hektaren Reben, die Familie ist seit dem ausgehenden Mittelalter in der Region im Weingeschäft ansässig und angesehen. 2018 im Chablis: «It Was a Very Good Year», um mit Sinatra zu sprechen. Nach zwei schwierigen Jahren folgten auf einen Winter mit viel Regen und einen idealen Frühling ein heisser Sommer und optimale Lesebedingungen. Viel Qualität, viel Quantität. Nach zwei mengenschwachen Ernten war Letzteres zumindest zunächst eine Erlösung. In Zeiten der einbrechenden Märkte – Brexit, Trumps Strafzölle, Corona-Folgen – nimmt sich das schon wieder wie eine Drohung aus.

Domaine Servin Chablis Premier Cru Vaillons 2018. 12,5 %. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 27.50. www.peterkuhnweine.ch



Die Bibel Heuchelei

Von Peter Ruch

Ihr Heuchler! Wie zutreffend ist doch, was Jesaja über euch weissagt hat: Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber hält sich fern von mir (Matthäus 15, 7f.). – Der Heuchler heisst im griechischen Urtext *hypokrités*, und *hypókrisis* bedeutet Heuchelei. Ursprünglich wurde

damit die Deutung bezeichnet, und im klassischen Griechisch war der *hypokrités* der Schauspieler, der den Text deutet. Schauspielkunst ist ehrenhaft, hat jedoch ihren Platz auf der Bühne. Ich bewundere es, wenn der Laienschauspieler den Einstein so täuschend echt spielt. Im Alltag möchte ich ihn aber lieber authentisch und nicht als Einstein erleben. Trotzdem gibt es im Alltag viel Schauspielerei. Jemand spielt eine Notlage vor, um ein verheimlichtes Ziel zu erreichen. Das kann zur Heuchelei ausarten. Heucheln hängt zusammen mit dem schweizerdeutschen *abehuure*, sich ducken. Jesus wirft vor allem religiösen Personen Heuchelei vor. Aber die Ersatzreligionen verstehen sich nicht minder darauf. Vorgespielt wird zum Beispiel ein Klimakollaps, um dem Publikum überflüssige Produkte anzudrehen. Ein Beispiel: Auf dem Horben zwischen dem Reusstal und dem Baldeggersee ist der Windpark Lindenberg geplant. Das tönt wie Natur-, Tier- oder Stadtpark.

Die zweite Täuschung betrifft das CO₂. Windenergie ist CO₂-frei. Für ein Windkraftwerk auf dem Lindenberg ist eine Stahlbetonplatte mit 25 Meter Durchmesser nötig. Für vier Türme (später bis zu elf) sind das gegen 2000 Quadratmeter mit einem Volumen von 3000 Kubikmeter Stahlbeton. Hinzu kommen die Türme von 150 Meter Höhe sowie die Strassen. All dies setzt mehrere tausend Tonnen CO₂ frei. Drehen die Rotoren achtmal pro Minute, so erreichen die Blätter schon im mittleren Bereich ein Tempo von über 150 km/h, was einen Genozid an Vögeln, Insekten und Fledermäusen bedeutet. Geplant ist also ein hochsubventionierter Naturabbruch für eine mickrige Stromproduktion. Das ist nur ein Beispiel. Seien Sie auf der Hut. Klimaretter können tolle Schauspieler sein. Sie bieten Heuchelei vom Feinsten.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Wir Camping-Hipster

Der VW California Ocean T6.1 ist komprimierte Genialität für Leute, die im Fahrzeug Ferien machen wollen. *Von David Schnapp*

Wir Autofahrer stehen in der veröffentlichten Meinung ja gerade nicht besonders gut da. Kürzlich wurde mir klar, dass ich nach Einschätzung der Kollegen vom *Blick* vermutlich in die Kategorie «Auto-Poser» falle (*Weltwoche* vom 17. 6. 20), nun lese ich auf dem Online-Portal *Watson*, dass sich manche Leute an Leuten stören, die in zu grosser Zahl im Camping-Büssli herumkurven, wie es da heisst.

Diese Camping-Hipster scheinen ein neues Phänomen zu sein, von dem ich natürlich nichts wusste, als ich kürzlich unbeschwert in einem glänzend polierten VW California Ocean T6.1 losfuhr, um mit den Kindern ein paar Tage Ferien im Schwarzwald zu verbringen. Nun zieht es mich grundsätzlich eher ins gut sortierte Hotel als auf einen Campingplatz, wo Privatsphäre ja nicht das entscheidende Merkmal für gelungene Ferien darstellt. Tatsächlich war ich sogar erst das zweite Mal in meinem Leben überhaupt mit einem Wohnbus unterwegs. Aber das macht mich wohl erst recht zum Camping-Hipster, nicht wahr?

Und wir Camping-Hipster fahren eben genau diesen VW-Bus mit Schlaf- und Kochmöglichkeit, so lese ich. Der T6.1 ist das beliebteste Modell unter den fahrbaren Heimen. Das hängt mit seiner Vielseitigkeit und wohl auch mit seiner auf kleinstem Raum komprimierten Genialität zusammen. Jeder Zentimeter ist sinnvoll genutzt, in der seitlichen Schiebetür ist ein Tisch verstaut, dem Kofferraumdeckel entnimmt man zwei passende Stühle, aus der Rückbank entsteht mit zwei, drei Handgriffen

ein Bett. Über ein kleines Display steuert man die Campingfunktionen: In Sekunden stellt sich das zeltähnliche Dach auf, darunter finden sich zwei weitere Schlafplätze, wobei sich der mit einer rudimentären Federung ausgestattete Bettenrost via zwei Gasdruckfedern einfach hochdrücken lässt, so dass man im Auto aufrecht stehen kann, um beispielsweise das Essen auf den beiden Gasflammen zuzubereiten. Ist es Zeit zum Schlafen, zieht man das Bett wieder hinunter. Gut verteilte LED-Leuchten im gesamten Fahrzeug lassen sich einzeln ansteuern und dimmen. Und es gibt ausserdem einen Kühlschrank, der dank eingebauten Akkus auch mehrere Stunden autark läuft, ohne dass der «Bulli», wie Fans den VW-Bus liebevoll nennen, am Strom angeschlossen werden muss. Und mit der entsprechenden Zuleitung ist auch fließendes Wasser zum Spülen vorhanden.

Dass der VW California Ocean weder über Toilette noch Dusche verfügt, halte ich aus hygienischen Gründen für einen grossen Vorteil. Wir Camping-Hipster steuern ohnehin lieber gut ausgestattete Einrichtungen mit ausreichend sanitären Anlagen, Swimmingpool und Spielplätzen an. Im Schwarzwald kann ich den Camping Münstertal sehr empfehlen, dort ist man mit seinem T6.1 sicher nicht allein.

VW California T6.1 Ocean Liberty:
Antrieb: Turbo-Dieselmotor, 7-Gang-DSG, 4Motion-Allradsystem; Hubraum: 1968 ccm; Leistung: 150 PS / 110 kW; max. Drehmoment: 250 Nm / 1400–3000 U/min; Höchstgeschwindigkeit: 164 km/h; Verbrauch (WLTP): 7,8 l / 100 km; Preis: Fr. 72 450.–, Testwagen: Fr. 78 632.–

Jazz

As Time Goes By

Von Peter Rüedi

Söhne wachsen im Schatten ihrer Väter auf. Auch wenn sie später deren Erbe antreten und es nicht bis zum Vaternord haben kommen lassen, müssen sie sich erst mal gegen den Alten, gegen das Alte durchsetzen. Joshua Redman, geboren 1969, musste sich als Tenorsaxofonist nicht gerade unter dem Denkmal eines Titanen hervorkämpfen wie Ravi Coltrane, aber das Ansehen seines Vaters Dewey wog schwer genug. Der war, nicht nur als Partner von Ornette Coleman, Keith Jarrett, Don Cherry und anderen, auf seine feine Art eine mächtige Saxophonstimme der letzten Jahrzehnte. Wenn Joshua Redman anlässlich seiner jüngsten CD, die an ein Jugendwerk in gleicher Besetzung aus dem Jahr 1994 anknüpft («Mood Swing»), darüber grübelt, wie denn ein Vierteljahrhundert seine künstlerische Perspektive verändert habe, ist das auch ein Nachdenken über vergangene Zeiten der Rebellion: «Gewiss, ich vermisse diese Ära der bedenkenlosen Ichbezogenheit, des aggressiven Selbstzweifels [...] und der kurzgeschlossenen Risiken. Aber ich bin auch dankbar dafür, dass diese Tage vorbei sind.» Will sagen: Er ist in einem musikalischen Zentrum angelangt, wo es mehr auf (auch überpersönliche) Substanz ankommt, auf Gelassenheit mehr als auf forcierte Originalität, Kommunikation mehr als «Selbstverwirklichung».

Das gilt für alle Partner dieses sehr demokratischen Quartetts. Waren Redman, Brad Mehldau (geb. 1970), Christian McBride (geb. 1972), Brian Blade (geb. 1970) in jenem frühen Jahr noch eine Truppe von gleichaltrigen *young lions*, sind sie heute alle Stars mit je eigener Geschichte, die in sieben Originalkompositionen ein aus Erfahrung gekelternes, «klassisches» Jazzideal verfolgen, zu ihrer eigenen «Erbauung und niemandes Ungemach» (Brecht, «Der Bauch Laughtons»). Dichte, komplexe Musik von hohem Integrationsgrad und ausnahmslos stupender, aber nie selbstverliebter solistischer Brillanz, sehr gestisch (zuweilen *a touch of Monk*) mit enormem Swing so entspannt vorgetragen, als ging's tatsächlich um nichts als das eigene Vergnügen – auch in Blades in Harmonie vertiefter finaler Ballade «Your Part to Play». Eine Einladung auch an den Hörer, der Titel.



Joshua Redman / Brad Mehldau / Christian McBride, Brian Blade:
Round Again. Nonesuch
075597921069

Der Arzt, der Raum und Zeit ausser Kraft setzt

In der Augenheilkunde sind in der Schweiz fast unbemerkt Weltmarktchampions entstanden. Technologisch können sie sich mit den Riesen der internationalen Gaming-Industrie messen. Ein Besuch beim Arzt Peter Maloca zeigt, was das für die Patienten bedeutet. *Von Beat Gygi*

Die Augenarztpraxis von Peter Maloca in Luzern wirkt beim Betreten ganz normal, sie liegt in einem wärschaften Innenstadthaus mit Läden und Wohnungen, man sieht medizinische Geräte, die Zimmer sind gepflegt ausgestattet. Das ist der reale Eindruck, aber gleichwohl nur die halbe Wirklichkeit. Peter Maloca fragt, ob man bereit sei, in eine andere Welt einzutreten. Er nimmt das Gerät, das wie eine Art Ski- oder Taucherbrille aussieht, und zeigt, wie man dieses anzieht, so dass die Augen nicht mehr auf die Dinge im Raum blicken, sondern auf den Bildschirm, den man sich vors Gesicht spannt.

Auf einen Schlag ist man nicht mehr im Zimmer, es weitet sich alles, der Raum ist ein anderer, man steht unvermittelt vor einem anatomisch präparierten menschlichen Kopf, dann vor einem riesigen Auge, schliesslich vor einem ganzen Gewirr von Adern, welche die Netzhaut eines Auges darstellen, alles ist zum Greifen nah. Und verschiebt man mit dem Finger einen Knopf am Gerät, das man in der Hand hält, wird alles noch riesiger, und man kann sogar durch das Adergeflecht hindurch- und in den riesigen Kopf hineingehen, einen gebrochenen Backenknochen aus der Nähe anschauen, dann nach unten in den Rachen oder nach oben ins Hirn blicken – eine anatomische Schnellleiche; unwillkürlich versucht man, mit der Hand die Strukturen anzufassen.

Abflachung von Hierarchien

Wie kam das zustande? Beim Schädelknochen will man zurückweichen, spürt dann aber Malocas Hand am Ellenbogen, der aus der anderen Welt zu verstehen gibt, dass alles in Ordnung sei. Sein Signal ist nützlich. Man ist via Brille ja in einer zweiten Welt, einer künstlich erzeugten, in der sogenannten Virtual Reality. Der Computer, der die Punkte auf dem Bildschirm erzeugt, kann einem da vormachen, was er will oder soll – und dahinter steht ein Team: die Programmierer, die den Code geschrieben haben, und neben ihnen Ärzte wie Peter Maloca, die mit den Programmierern besprochen haben, wie die künstliche Realität aussehen und wozu sie dienen soll.

Diese neue digitale Welt kann auch gleichzeitig in Zürich in einem Praxiszimmer zur Entfaltung kommen, in London, in New York, in Nairobi, in einer Klinik wo auch immer auf der Welt, in der Experten diese nutzen. «Mit unserer Technologie und unserer Plattform

setzen wir Raum und Zeit ausser Kraft», sagt Maloca. Anders gesagt: Für den Arzt entfallt der Zwang, zu einer bestimmten Zeit physisch an einem bestimmten Ort zu sein, um seine Aufgabe wahrzunehmen. Wer diese Technologie anwende, könne irgendwo auf der Welt, auch in den weniger entwickelten Regionen, Telemedizin praktizieren, fast beliebig über räumliche Distanz und in zeitlicher Verschiebung. Ohne den Patienten zu behelligen, könne der Arzt anhand der digitalen Medien in neue Erfahrungen eintauchen und sein Training verbessern. Maloca fügt an: «Der Arzt rückt mit solchen begehbaren Darstellungen auch den Patienten mehr ins Zentrum und kann ihnen die Zusammenhänge viel besser erklären. Ich glaube, da ist eine Demokratisierung der Wissenschaft im Gang, eine Abflachung von Hierarchien.»

Wie kam Maloca, heute 53, auf die Augenheilkunde? «Als kleiner Bub war ich blind auf einem Auge, und nur dank einem Augenarzt, der eine mehrwöchige Therapie mit mir machte, konnte ich dann wieder sehen», sagt Maloca. Das habe ihn schwer beeindruckt,

Die Krise habe gezeigt, wie wertvoll es sein könne, das Wissen und die Umsetzung im Land zu behalten.

dass jemand quasi ein magisches Wissen gehabt habe, um blinde Menschen wieder sehend zu machen. War das damals bei ihm Glück, oder handelte es sich um eine gängige Krankheit und Behandlung? Das sei heute eine normale Behandlung, sagt er, aber Glück habe er gehabt, weil er im richtigen Moment beim richtigen Arzt gewesen sei. «Das war für mich das Kernerlebnis, diese Kunst wollte ich auch lernen», meint er, und so kam es, dass er mit dem Medizinstudium begann; als Thurgauer «aus dem schönen Mostindien» ging er nach Bern, auch weil ihm die Stadt gefiel.

Neue Methoden

Als Assistenzarzt kam er nach Luzern, wo er den Weg in Richtung Augenheilkunde einschlug. Darauf ging er für ein Jahr nach Basel, wurde dann Oberarzt am Kantonsspital Luzern und übernahm 2004 seine Praxis in Luzern. Parallel dazu war er in der Forschung tätig, und daraus ergab sich, dass die Universität Basel Interesse daran bekundete und ihn

zurückberief in die akademische Welt, einschliesslich Privatdozentur in Basel. «Das ist die Ausnahme, dass man aus der Praxis zurück an die Universität gelangt», sagt Maloca. Normalerweise führe von der Praxis kein Weg zurück in Forschung und Wissenschaft, aber sein Fall zeige, wie flexibel das Bildungssystem geworden sei.

Er habe auch davon profitiert, dass er seit längerem am Aufbau eines Netzwerks beteiligt gewesen sei, das Forschung und Praxis verbindet. Im Jahr 2014 wurde in Basel mit Pascal Hasler ein Labor aufgebaut für digitale Augenforschung, und 2017 haben Universität und Universitätsspital Basel sowie Novartis das Institute of Molecular and Clinical Ophthalmology Basel (IOB) gegründet, eine Stiftung, die der Wissenschaft gebührende Forschungsfreiheit gewähren soll. Maloca leitet da die Gruppe «Bildgebende Verfahren». Die Stiftung hat laut Maloca zum Ziel, Forschungsergebnisse rascher aus den Grundlagenwissenschaften in die klinische Anwendung zu bringen, oder umgangssprachlich: mit neuen Methoden Krankheiten zu heilen und das Augenlicht zurückzugeben.

Als Laie kann man sich dem Ganzen vielleicht auch so annähern: Wenn der Arzt zum Arbeiten eine Virtual-Reality-Brille anzieht, dann muss die moderne Augenheilkunde doch irgendwie in der Nähe der Computerspielwelt, der Gaming-Industrie, angelangt sein. Ja, meint Maloca, da gebe es eine gegenseitige Befruchtung, so diene etwa die von ihnen entwickelte Informatikplattform als Referenz für Nvidia, den weltgrössten Hersteller von Computer-Grafikchips. Sein Kollege Philippe Cattin, Professor am Departement für Biomedical Engineering der Uni Basel, treibe die Technologie der virtuellen Realität an vorderster Front voran, etwa für computergestützte Medizin, Bildgebung und Bildanalyse. «Nvidia hat jetzt auch von uns Software für Präsentationen übernommen», fügt Maloca an.

Uns? «Unsere Gruppe in der Schweiz umfasst rund dreissig Personen aus verschiedenen Disziplinen, und Kern ist das IOB in Basel. Wir sind weltweit an der Spitze der Innovation», sagt Maloca. Belege dafür? Quasi zur Veranschaulichung dieses Netzwerks und von dessen Rangierung im internationalen Wettbewerb ist soeben in der prestigeträchtigen Zeitschrift *Scientific Reports* von Nature ein Artikel von Maloca und Co-Autoren erschienen: ein Text von sechzehn Autoren aus neun



«Forschung ist wie Fussball – ein Mannschaftssport»: Unternehmer Maloca.

Instituten, grob gesagt zum Thema, wie gut virtuelle Realität und physische Welt übereinstimmen, was für die Präzision und Sicherheit beim Operieren zentral ist. «Forschung ist wie Fussball – ein Mannschaftssport», sagt Ma-

loca. «Wir haben in der Highend-Forschung eine Equipe zusammengebracht, in der die Einzelnen in ihren Gebieten Spitze sind und zusammenarbeiten, um gemeinschaftliche Ziele zu erreichen.»

Ist das seiner Ansicht nach für die Schweiz typisch oder eher eine Ausnahme? «Die Schweiz ist stark im Erfinden und Tüfteln, in der Exploration; so gesehen, passt unser Netzwerk dazu. Aber das Land ist noch schwach im Umsetzen in grössere Massstäbe, in der Exploitation, um ein vorhandenes Potenzial zum Nutzen der Gesellschaft und der Wirtschaft insgesamt zu realisieren. Da ist Amerika viel stärker», findet Maloca. Das hänge

«Wir haben zu viele Leute, die vor allem Missstände betonen und ein negatives Weltbild verbreiten.»

auch mit der Finanzierung zusammen. Die Schweizer Start-ups fänden mit etwas Glück eine bis fünf Millionen Franken an Finanzmitteln, darüber werde es sehr schwierig, dann fehle der Anschluss an höhere Beträge, um Technologien auf dem Weltmarkt platzieren zu können.

Gerade die Krise habe aber gezeigt, wie wertvoll es sein könne, das Wissen und auch die Umsetzung im Land zu behalten. Viele Firmen gingen nach Asien, weil es da auf den ersten Blick schneller und günstiger sei, aber es wäre fatal, wenn man in der Schweiz nicht mehr hungrig nach neuen Technologien wäre. Er denkt auch an Vermögende, deren Ehrgeiz es doch sein könnte, beim Finanzieren nicht nur buchhalterische Überlegungen im Blick zu haben, sondern auch Visionen für eine Schweiz mit starker Grundlage zu entwickeln.

Traum vom Astronauten

Mehr Sorgen noch macht ihm allerdings, was er in der breiten Gesellschaft beobachtet. «Ich finde, wir haben zu viele Leute, die vor allem Missstände betonen und ein negatives Weltbild verbreiten», ist Maloca überzeugt. Natürlich gebe es grosse Probleme, die Situationen habe man erlebt, seiner Ansicht nach ist aber der Negativismus kein Rezept. «Wenn ich jetzt als Arzt derart negativ an meine Aufgaben herangehen würde, dann müsste ich meinen Job aufgeben», gibt er zu bedenken. Es gebe durchaus Menschen, die er nicht heilen, aber trotzdem positiv begleiten könne. Auch in den Zeitungen werde viel zu viel Negatives geschrieben. «Wir haben wirklich tolle Leute in der Schweiz, und ich finde, dass die Miesmacher mit ihrem Alarmismus und Negativismus alle nur müde machen.» Er halte dagegen, indem er öffentliche Vorträge halte, vor Studenten, in Schulen. Über das Filmfestival Zürich hätten sie zwanzig Schulklassen zu Besuch gehabt, da könne man einen positiven Spirit vermitteln. Als kleiner Junge habe er den Traum gehabt, Astronaut zu werden; man müsse auch heute den jungen Leuten solche Inspirationen geben, ihnen zeigen, dass man die Welt ändern und verbessern kann.



Tamaras Welt

Frauen-Paradox

Frauen präsentieren sich heute freizügig wie nie zuvor. So wirklich unwohl scheinen sie sich in der angeblich sexistischen Gesellschaft nicht zu fühlen. *Von Tamara Wernli*

Gerade im Sommer kleiden sich viele Frauen gerne aufreizend sexy. Das kann sich niederschlagen in Po-Backen, die unten aus den Hotpants drängen, oder Tops, die einen grosszügigen Blick auf den BH gewähren. Oder einfach in hübschen Sommerkleidchen und vielen nackten Beinen. Auch am Arbeitsplatz rauschen Damen heute teils mit kurzen Shorts oder tiefen Décolletés an – so dass ihre nähere Umgebung praktisch zum Hingucken gezwungen wird und die Klimaanlage wegen zu viel Pulsschlag auf Hochtouren läuft.

All das ist 2020 nichts Ungewöhnliches. Die Betonung seiner Weiblichkeit (am geeigneten Ort, zu dem das Arbeitsumfeld nicht unbedingt zählt) halte ich für etwas Schönes. Altes Naturgesetz: Je weniger Stoff, desto mehr Köpfe drehen sich. Promi-Damen machen es vor mit erotisierenden Outfits oder sexuell befreiten Tanz-Shows. Die weibliche Laszivität ausspielen kommt gut an: Das Video der Popsängerin Nicki Minaj zum Song «Anaconda», in dem sie praktisch nichts anderes tut, als in Unterwäsche mit ihrem Hinterteil in die Kameras zu wackeln, hat auf Youtube 942 Millionen Aufrufe.

Frauen sollen mit ihren Reizen tun können, was sie möchten.

Nur sollte man sich dann halt auch darüber im Klaren sein, welche Signale man damit aussendet. Präsentiert sich eine Frau immerzu ultrasexy, darf sie nicht überrascht sein, wenn sie als sexualisiertes Wesen wahrgenommen wird. Denn niemand besitzt die alleinige Deutungshoheit über sein Erscheinungsbild. Den jungen Damen im Ausgang, von denen sich einige heute optisch kaum von Stripperinnen oder Prostituierten unterscheiden, sieht man die Datenanalytistin halt eher nicht an. Genauso wenig sollte sich ein Mann, der im Tanktop auf

der Bank erscheint, wundern, wenn er dort mit dem Klempner verwechselt und zur verstopften Toilette geführt wird; wer im Arztkittel herumläuft, sollte sich nicht beschweren, wenn Leute von ihm eine Diagnose gestellt haben wollen.

In der Gesellschaft herrscht in weiten Teilen die Übereinkunft, dass Männer sich bessern müssen. Sie sollen sich Frauen gegenüber besser benehmen. Diese Empfehlung einigen Zeitgenossen naheulegen, ist nicht falsch. Man braucht hier nicht einmal sexuelle Belästigung ins Feld zu führen; für eine Frau kann es schon nur unangenehm sein, von einer Gruppe von Männern angestarrt zu werden. Sensibilisierung ist daher gut.

Aber wie viel verlangt man heute von den Männern? In der medialen Öffentlichkeit wird uns weisgemacht, dass das Verhalten zwischen den Geschlechtern völlig einfach sei: Männer müssten Frauen zuhören. Nein heisst nein. Ins Décolleté gucken ist sexuelle Belästigung. Ein Kompliment zu den sexy Stiefeln auch. Ebenso ein ungewollter Flirtversuch. Späht also einer mal ein bisschen zu lange aufs knallenge Top oder wird ein Flirt gestartet (vom Falschen!) – wird das schnell einmal als unverzeihbares Fehlverhalten guillotiniert. Aber das ist Unsinn. Denn am Anfang einer Beziehung steht meistens ein Flirt, der vielleicht erst beim dritten Ansatz erfolgekrönt ist. «Nein heisst nein» würde ja heissen, dass jedem nur ein einziger Versuch vergönnt ist – und man mit der eroberten Person bis ans Ende aller Tage zusammenbleiben muss. So einfach ist das alles eben nicht.

Das Paradoxe: Noch nie in der Geschichte der Menschheit sind Frauen, sei es im Privaten oder im Arbeitsumfeld, so freizügig, auf-

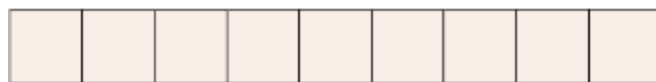
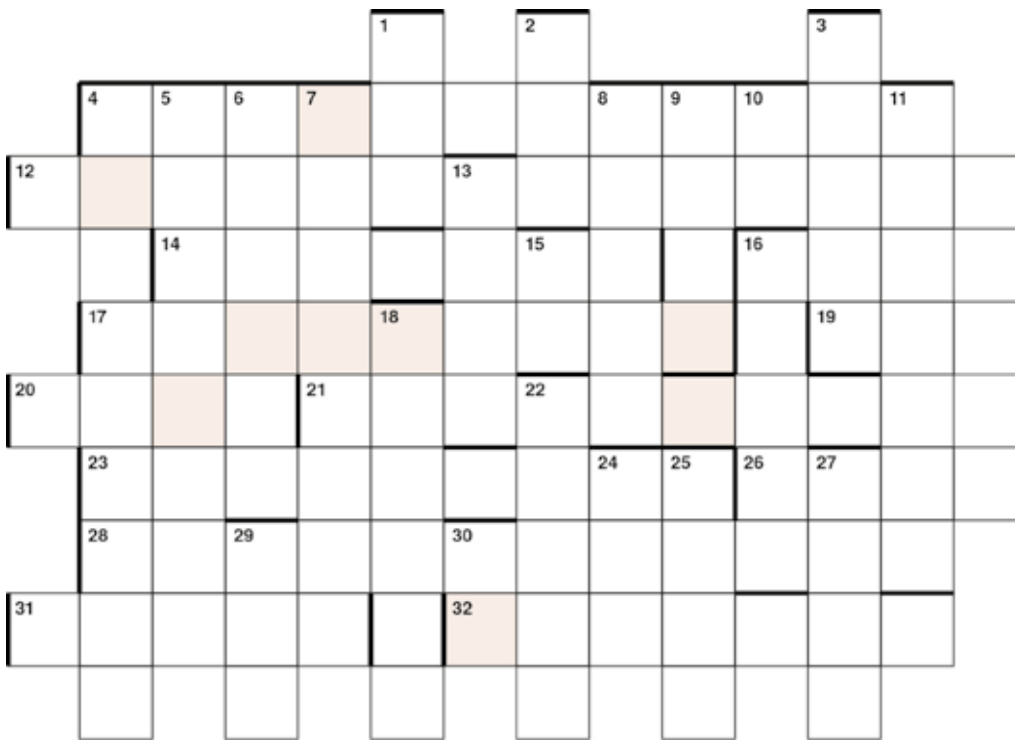
reizend und sexualisiert aufgetreten; und gleichzeitig haben sie Männern noch nie so eindringlich erklärt, dass Gucken oder Kommentieren verboten ist – weil sexuelle Belästigung – und mit harter Strafe sanktioniert wird. Wie passt das zusammen? Dass wir uns heute gegen Dinge wehren, die gestern noch irgendwie akzeptiert oder zumindest nicht offen angesprochen wurden, Grapschen, sexualisierte Abwertungen, ist gut und wichtig. Aber diese übertriebene Strenge angesichts der weiblichen Locksignale und des männlichen, evolutionsbiologischen Reaktionsverhaltens stiftet einige Verwirrung.

Hier meine gewagte These: Es gibt viele unterschiedliche Frauentypen. Frauen, die gerne Make-up auflegen, Minis und High Heels tragen, sind nicht unbedingt jene, die sich an vorderster Front über sexistische Sprüche und Hinterherschauen beklagen. Auch mit Komplimenten zu ihrem Aussehen gehen diese Ladies entspannt um.

Umgekehrt sind die Frauen, die an jeder Ecke Sexismus verorten und von Männern Besserung fordern, eher nicht jene, die sich gerne sexy präsentieren. Möglicherweise geht es diesem Typus Frauen, die alles ganz schlimm finden und Empörungstweets über Pfiffe an der Baustelle schreiben, ja gar nicht um die Würde der Frau, sondern um die Aufmerksamkeit, die nicht bei ihnen ist. (Umso mehr Beachtung schenken ihnen dafür die Medien, die sie oft und gerne für ihr «Sexistische Gesellschaft»-Narrativ als Beispiel heranziehen).

Gemäss meiner Beobachtung geben sich Männer oft auch unbeeindruckt von sexy Outfits – oder sie können ihre Instinkte einfach sehr gut ausblenden. Wir sollten auch mal das Positive sehen: Der Umstand, dass sehr viele Frauen ihre erotischen Reize durch freizügige Kleidung in Szene setzen, zeigt doch eben, dass sie sich dabei nicht unwohl fühlen – auch im Bewusstsein, dass Männer insgeheim ja schon auf ihre nackten Beine und die roten Lippen reagieren. Wir sind auf einem guten Weg.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Gesundheit!

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Nominell gedämpft belustigte Legumen. **12** Die versuchen, über Lebewesen längst vergangener Zeiten anhand von Petrefakten Fakten herzuleiten. **14** Das Löwenmäulchen verkündet einen guten oder schlechten Ruf. **16** Moderne Spinnerei. **17** Zumeist nebensächliche Unterhaltung hinter vorgehaltener Hand. **19** Supermans Superfeind! Davon liessen sich zu Olims Zeiten rechtschaffene Bürger leiten. **20** Die beliebteste Brillengläserfarbe auf Wolke sieben. **21** Schmücken den Namen kletternder Nagetiere und die Stirn junger Stiere. **23** Schnickschnack, Krimskrams, Klimbim und Kiki. **26** Der Basar in der virtuellen Bucht. **28** In dieser Rolle findet die kleine Urspruch als Alberich grossen Zuspruch. **31** Herr Tildenträger aus Tijuana. **32** Stösst gewerbsmässig ins gewundene Blech mit Becher.

Senkrecht — **1** Sprach- und gesangstalentierter indischer Star. **2** Hat ein heart für Tiere oder war mal im war. **3** Ein kleines, weisses Männlein, ganz still und stumm; es fällt von grossen Kugeln getroffen um. **4** Jeder Diplom-Agronom weiss: Das Volumen dieser subterranean Radix ist reziprok proportional zum Intellekt des Kultivierenden. **5** Treibt Eschers wasserfallgespeistes Perpetuum Mobile an. **6** Der Protokaiser machte dem Senatus Romanus den Gaius, ähm, den Garaus. **7** Frei nach Heine trinkt der Wasserprediger heimlich Weine. **8** Wozu Berufsschläger, -säger und -zündler in die Wälder gehen. **9** Nicht schwierig, aber schwer: Plumbum. **10** Der Zehnte im Bunde, hat einen Elferfimmel. **11** Tür an Tür, Wand an Wand und mit Schluss am Schluss kein Hauptanschluss. **13** Der französischen Wolke schwärmerische grosse Schwester. **15** Een miljardste van een kubieke decimeter. **16** Eingangs das passende Wort für eine Frage nach dem Ausgangsort. **18** Der Ase, situativ eine verrückte Heroin, ist ein uralter Freund des Loki und Odin. **22** Gewissermassen eine Warenhauswabe, verbindet beim vélo Felge mit Nabe. **24** Die trägt Harald V bestimmt nicht auf dem Haupt, wohl schon eher im Portemonnaie verstaut. **25** Diesem latinisierten griechischen Paradoxa-Philosophen bereitete das Kontinuum kontinuierlich Kopfzerbrechen. **27** Sie zieht mässig bis rasant aus Ost bis Nordost durchs Mittelland. **29** Ganz und gar nicht gar. **30** Dessen Wappen warnt Wanderer vor springenden, schwarzen Widderkönigen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 676



Waagrecht — **6** HAESSLICHKEIT **11** ROULETTEKUGEL: russisches Roulette **14** LALA **15** ERIGIBEL: aufrichtbar **17** ZENSUR **18** (No-)GO **19** Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs EIS (tanzen). **20** KNOTEN **22** [FAST]JEN **23** SOZIALDIENST **27** HELLGELB **29** EER: rückwärts «ree» **30** RELEVANZ **31** REUS: lat. der Angeklagte (in dubio pro reo)

Senkrecht — **1** FAULENZER **2** ESELSTALL **3** ALTERNDE **4** (Fl/Sp/Hartna/Dr)ECKIG **5** To have a BEE in one's bonnet: engl. einen Tick/Floh im Ohr haben. **6** HOLZKOHLE **7** ELAN **8** STAU: Blechlawine **9** IERSEL: Ärmelkanalinsel **10** (Victor) HUGO: Autor oder Cocktail **12** GIESSER **13** LESE **16** BITTE **21** ELGER: Anagramm von «Regel» **22** FEB(ruar) **24** ILEX: Stechpalmen **25** NAZI **26** Der KRUG geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. **28** LAR: Weiss-handgibbon

Lösungswort — AKTENBERG

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Exklusiv für Weltwoche
LeserInnen

Gutschein*

Fr. 25.-

Ihre Gutschein-Nr.
196311W

Gültig bis
20.08.2020

Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

*Natürlich können Sie Ihren Fr. 25.- Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist gültig für das gesamte Sortiment und ist nur einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 250.-.

Pro·Idee

Vom Aloha-Hemd bis zum City-E-Bike.

Gefunden. Gekauft. Geliebt: www.proidee.ch



Zünftiges Lagerfeuer – in modernem, dänischem Design.

Mit dieser Feuerschale in modernem, dänischem Design können Sie jetzt beides geniessen: die Kraft und wohlige Wärme prasselnden Lagerfeuers

FireGlobe Feuerschale

Best.-Nr: 225-538 Fr. 309.-



Stimmungsvolles Licht. Satter 360°-Sound. Und kühle Getränke – aus einem coolen Design-Objekt.

Synergy Pro ist Akkubetrieben, portabel und dekorativ.

LED-Soundleuchte Synergy Pro

Best.-Nr: 230-116 Fr. 299.-



Innovation und Lifestyle auf 2 Rädern.

In diesem E-Bike steckt der Spirit einer Legende des Motorsports: John Cooper, genialer Konstrukteur des legendären original Mini Cooper.

City-E-Bike Cooper E Disc

Best.-Nr: 230-630 Fr. 3.779.-



Ihre Sonnenliege de luxe: am Pool, auf der Terrasse, im Garten und Saunabereich.

Der ergonomisch geformte SunDivan mit eleganter Lärchenholz-Lattung. Komfortabel 360° drehbar.

Sonnenliege SunDivan

Best.-Nr: 230-403 Fr. 2.990.-



Jetzt noch luftiger: das original Aloha-Hemd aus gekrepptem Baumwoll-Stoff.

Sieht cool aus. Und hält erfrischend kühl. Made in Hawaii von Tori Richard.

Aloha-Hibiskus-Hemd

Best.-Nr: 339-555 Fr. 179.95

Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. 071-274 66 17